

## **Peter Morgan Der Mann, der Queen Elizabeth zum Star macht**

Dame Shirley – Englands erfolgreichste Feministin

Yochai Mevorach – Der Mann, der Kindern Haare schenkt

Esther Dischereit – Aufschrei mit Mitteln der Lyrik

Sophie Tucker – Red Hot Mama



# Flexibel im Format. Unbeugsam im Inhalt.

**DER STANDARD**  
Österreich leistet hochwichtige Hilfe bei Aufforstung in Georgien  
Song Contest 2015: Wien macht das Rennen  
Eine Sonde Rosetta glückt das Rendezvous mit dem Kometen

**Italien: Kein Geld für den Bau des Brennerbasistunnels**  
Entscheidung stellt Bahnstrecke infrage  
Priorität für 14 andere Verkehrsprojekte

**Hoher Staatsbesuch in Wien**

**HEUTE MIT**  
Türkei: Kurde landföhrt  
Zweiter Snowden  
Salzburg im Playoff  
Zitat des Tages  
STANDARDS  
Tabelle: Fußball  
Tabelle: Handball  
Tabelle: Basketball  
Tabelle: Hockey  
Tabelle: Tennis  
Tabelle: Golf  
Tabelle: Motorsport  
Tabelle: Biathlon  
Tabelle: Skisprung  
Tabelle: Biathlon

## KOMPAKT

**DER STANDARD KOMPAKT**  
Eine Sonde Rosetta glückt das Rendezvous mit dem Kometen Seite 11

**Italien: Kein Geld für den Bau des Brennerbasistunnels**

**Hoher Staatsbesuch in Wien**

**Rechtsextreme zeigen Dokument aus dem Abwehrfall**

**Immer mehr Sonderschüler**

**Sanktionen gegen Westen**

**Geld für den Bau des Brennerbasistunnels**

**andere Verkehrsprojekte**

**Qualität in jeder Form**

**Qualität in jeder Form**

## E-PAPER

**DER STANDARD**  
Österreich leistet hochwichtige Hilfe bei Aufforstung in Georgien  
Song Contest 2015: Wien macht das Rennen  
Eine Sonde Rosetta glückt das Rendezvous mit dem Kometen

**Italien: Kein Geld für den Bau des Brennerbasistunnels**

**Hoher Staatsbesuch in Wien**

**HEUTE MIT**  
Türkei: Kurde landföhrt  
Zweiter Snowden  
Salzburg im Playoff  
Zitat des Tages  
STANDARDS  
Tabelle: Fußball  
Tabelle: Handball  
Tabelle: Basketball  
Tabelle: Hockey  
Tabelle: Tennis  
Tabelle: Golf  
Tabelle: Motorsport  
Tabelle: Biathlon  
Tabelle: Skisprung  
Tabelle: Biathlon

**3 WOCHEN GRATIS TESTEN!**  
**GLEICH BESTELLEN: [derStandard.at/Testlesen](http://derStandard.at/Testlesen)**



Die Zeitung für Leserinnen

# Farewell Hansi

VON PETER MENASSE



© PETER RIGAUD

Eines der „Mädln“ ist gestorben. Sehr alte und viele junge Menschen kamen zum Begräbnis. Alle haben sie Johanna „Hansi“ Tausig bewundert und geliebt. Wenn ich hier über sie berichte, würde ich mir wünschen, dass alle Politikerinnen und Politiker das lesen, die heute über Flüchtlinge entscheiden, über deren Leben oder Tod.

Hansi Tausig war gerade achtzehn Jahre alt, als sie 1938 vor dem Nazi-Terror nach England flüchtete. Ihr Sohn Wolfgang berichtete beim Begräbnis, wie es ihr und den anderen Zuginsassen erging, als sie in Richtung Atlantik unterwegs waren: „Während der gesamten Bahnfahrt durch Deutschland herrschte ängstliches Schweigen, niemand rührte sich, niemand sprach ein Wort. Und dann passierten sie die Grenze zu Belgien. Mit einem Mal entlud sich die Spannung in Lachen, Tanzen und Singen von Antinaziliedern ... bis der Zug zurückrangiert wurde. Plötzlich wieder Schweigen und Todesangst.“

Sie schaffte es dann doch nach England und wurde von diesem Land aufgenommen. Bald engagierte sie sich bei „Young Austria“, einer kommunistischen Organisation, die jungen Menschen ein kleines Stück österreichischer Heimat bot. Die jungen Frauen, die „Mädln“, traten vor englischem Publikum in Trachten auf und tanzten zu Volkswesen. „Wir Österreicher sind Opfer der deutschen Aggression“, war der Inhalt, an den sie glaubten und den sie in England verankern wollten. Absurd, wenn wir an die Nachkriegsgeschichte denken, in der sich das offizielle Österreich diese These aneignete, um jede Schuld von sich zu weisen. Wie auch immer, die jungen jüdischen Mädln und Burschen, die man aus dem Land getrieben hatte, waren die besten Botschafter, die sich Österreich nur wünschen konnte. Und sie sehnten sich nach ihrer Heimat, nach einem unabhängigen, demokratischen Staat.

Hansi war in Wien unter ärmlichen Bedingungen aufgewachsen. Der Vater war gestorben, als sie fünfzehn Jahre alt war. Nach der Schule fand sie einen Lehrplatz in einer Fabrik, die Kleiderbügel herstellte. Wolfgang erzählt: „Zur Lehrstelle am Gaudenzdorfer Gürtel ging Hansi jeden Tag von ihrer Wohnung im neunten Bezirk zwei Stunden hin und zurück zu Fuß. Das Fahrgeld konnte sie nicht aufbringen. Dieser lange Fußweg verhalf ihr später zu einem Kompliment eines Verehrers. Der bewunderte beim Tanz ihren sanften und leisen Schritt. Was er nicht wusste: Hansis Schuhe hatten wegen der langen Fußmärsche keine Sohlen mehr.“

Hansi und viele ihrer Freundinnen und Freunde, die wie sie in England Zuflucht gefunden hatten, kehrten bald nach Kriegsende nach Österreich zurück. Hansi bekam zum Abschied von der englischen

kommunistischen Partei ein Geschenk, ein großes Gurkenglas voll mit Penicillin. Dazu lasse ich hier ihren Enkelsohn Mathias erzählen: „Penicillin war erst wenige Jahre zuvor in den USA auf den Markt gekommen und im Nachkriegs-Österreich kaum zu erhalten. Wäre sie damit in den Resselpark im 4. Bezirk gegangen, wo sich ein Schwarzmarkt befand, hätte sie ein kleines Vermögen mit diesem Glas verdienen können. Eine Frau, die ihr bisheriges Leben immer an der Grenze zur Armut verbracht hatte, die aus ihrer Heimat vertrieben worden war und nach ihrer Rückkehr ohne Familie, Wohnung, Arbeit oder Geld dastand. Wer hätte es ihr verdenken können? Aber sie handelte nicht so. Sie gab das Glas bei der zuständigen Magistratsabteilung der Stadt Wien ab. Es sollten schließlich auch die armen Leute in Wien, die sich die Schwarzmarktpreise nicht leisten konnten, eine Chance auf Heilung von der Tuberkulose haben.“

Als die Republik Österreich vor einigen Jahren den Verfolgten des Nazi-Regimes einen kleinen Betrag als „Wiedergutmachung“ zusprach, nahm Hansi das Geld und übergab es an das „Integrationshaus“. Sie wurde daraufhin als Ehrengast zum „Flüchtlingsball“ ins Wiener Rathaus eingeladen, wollte aber nicht hingehen. Nichts war ihr fremder, als sich in den Mittelpunkt zu stellen. Sie spendete, weil sie erfahren hatte, was es heißt, Flüchtling zu sein. Schließlich ließ sie sich davon überzeugen, dass viele junge, engagierte Menschen sie persönlich kennenlernen wollten und ging hin. Diesmal mit Schuhen samt Sohle.

Mathias sagte beim Begräbnis über die von allen geliebte Hansi: „Meine kleine Oma wird mir immer ein großes, unerreichbares Vorbild sein. Sie hat ihr ganzes Leben lang bewiesen, dass man kein Geld, keine Macht, keine einflussreichen Freunde braucht, um etwas in dieser Welt zu bewegen. Sie war voll von Überzeugung, Einsatz und aufopferndem Engagement, sie hatte ein unvergleichliches, soziales Wesen.“

Was lässt sich daraus schließen? Menschen lieben ihre Heimat. Sie flüchten vor dem drohenden Tod. Man soll nicht die Boote zerstören, die ihre einzige, wenn auch nur so geringe Chance auf Leben sind. Sie sind das Pendant zu den Zügen, die bedrohte Österreicher nach England brachten.

Das „Nie wieder“ an den Gedenkstätten für die ermordeten Opfer des Nationalsozialismus erhält nur Sinn, wenn es den heute verfolgten Menschen gilt. Das sollte den österreichischen Politikern das Vermächtnis der Johanna „Hansi“ Tausig sein, dieser großen Frau, die uns durch ihr Handeln so viel gelehrt hat.



© PRIVAT

## WIR TRAUERN

um unsere Freundin, die Verlegerin, Zeitungsherausgeberin und Lektorin Vera Sebauer, die Ende April nach schwerer Krankheit verstorben ist. Vera hat unter anderem mehrere Hefte von **NU** lektoriert. In ihrem Verlag „Marlit“ erschien 2013 das Buch von Gertraud Tometich **Als im Burgenland noch das Schofarhorn ertönte**, eine Geschichte der jüdischen Gemeinde von Mattersburg und Umgebung. Vera war uns eine liebe Freundin und wichtige Wegbegleiterin. Wir vermissen sie.

## WIR GRATULIEREN

Robert Streibel zur Verleihung des Leon-Zelman-Preises 2015. Aus der Begründung der Jury:  
„Der Historiker und Leiter der Volkshochschule Hietzing Robert Streibel organisiert seit über 14 Jahren mit großem Engagement und Empathie unter

Einbeziehung von Schulen und lokaler Bevölkerung in vielfältiger Form Gedenk- und Erinnerungsinitiativen wie -projekte, die weit über die Errichtung von Gedenktafeln hinausgehen.“



© CENTREPOMPADOUR

## UNS FREUT

die Eröffnung des Neofeministischen Laboratoriums CENTRE POMPADOUR der **NU**-Rätselautorin Michaela Spiegel. In seiner Bestimmung als Ort künstlerischen Schaffens und künstlerischer Auseinandersetzung begrüßt das Centre Pompadour ganzjährig Hausgäste und deren Projekte mit neofeministischem Bezug. <http://www.centrepompadour.com>

## UNS BEWEGT

Shlomo Grabers Autobiografie **Denn Liebe ist stärker als Hass**. Während des Zweiten Weltkrieges wurden Shlomo's Familie und er selbst zweimal deportiert. In Auschwitz ermordeten

die Nazis fast seine ganze Familie. Doch wie durch ein Wunder und mit einem unglaublichen Lebenswillen überlebte er nicht nur die unfassbaren Qualen von drei Konzentrationslagern, sondern auch den berüchtigten Görli-tzer Todesmarsch. Bei seiner Befreiung, am 8. Mai 1945, war Shlomo 18 Jahre alt und begann ein neues Leben: Er wanderte nach Israel aus, wo er eine Familie gründete. (Riverfield Verlag)



## WIR EMPFEHLEN

den Roman des **NU**-Autors Jürgen Bauer **Was wir fürchten**. Georg erzählt aus seinem Leben, das von Unruhe und Angst gezeichnet ist. Die Furcht vor seinem psychisch kranken Vater lässt ihn an allen Versuchen scheitern, Vertrauen und Stabilität zu finden. Erst als Erwachsener gelingt es ihm, die Kontrolle über sein eigenes Leben zu erlangen und sich sicher zu fühlen, bis traumatische Ereignisse die Idylle zerreißen und sein Verfolgungswahn erneut ausbricht. (Septime Verlag)

## WIR LESEN

Blog Emis von einer Gruppe internationaler Schülerinnen und Schüler, die die Eastern Mediterranean International School in Tel Aviv besuchen. Die Schule hat es sich zum Ziel gesetzt, Frieden und Völkerverständigung durch Bildung innerhalb sowie außerhalb des Klassenraums zu fördern. Auf dem Blog berichten die Jugendlichen über ihr Leben im Ausland, Erfahrungen mit dem Nahostkonflikt und über den Einfluss weltpolitischer Themen auf ihr Leben: [www.blogemis.com](http://www.blogemis.com)

**Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA**

**Allgemein beeideter und  
gerichtlich zertifizierter  
Dolmetscher für Hebräisch**

**יוליוס דם  
מתרגמן מוסמך לעברית**

Übersetzungen – Dolmetschungen  
Dokumente, Verträge,  
Beglaubigungen, etc.  
Deutsch – Hebräisch /  
Hebräisch – Deutsch  
תרגומים

תעודות, חוזים, אימותים, וכו'  
גרמנית – עברית / עברית – גרמנית

Mobil: +43-699-11788119 :טל"  
E-Mail: [julius.dem@chello.at](mailto:julius.dem@chello.at) :דוא"ל

**IMPRESSUM**

NU – Jüdisches Magazin für  
Politik und Kultur  
Erscheinungsweise: 4 x jährlich  
Auflage: 4.500 Stück  
Nächste Ausgabe: September 2015

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER  
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum  
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

KONTAKT  
Tel.: +43 (0)1 535 63 44  
Fax: +43 (0)1 535 63 46  
Mob.: +43 (0) 676 566 85 23 (Gesine Stern)  
E-Mail: office@nunu.at  
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG  
IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300  
BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM  
NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?  
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:  
Österreich: Euro 15,-  
Europäische Union: Euro 20,-  
Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN  
Gesine Stern, Mob.: +43 (0) 676 566 85 23  
E-Mail: gesine.stern@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM  
Richard Kienzl (Artdirector), Peter Menasse  
(Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat),  
Ida Salamon (Chefin vom Dienst)

TITELBILD  
© Milagros Martínez-Flener

SATZ & LAYOUT  
Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1,  
1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK  
Fairdrucker GmbH, Wintergasse 52,  
3002 Purkersdorf

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ  
Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Fo-  
rum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfgasse 3  
Obmann: Martin Engelberg, Obmannstellver-  
treterin: Danielle Spera, Kassiererin:  
Ida Salamon

Grundsätzliche Richtung:  
NU ist ein Informationsmagazin für Juden in  
Österreich und für ihnen nahestehende, an  
jüdischen Fragen interessierte Menschen.  
NU will den demokratischen Diskurs fördern.



Stephanie Shirley Seite 6



Esther Dischereit Seite 42

**Aktuell**

IT-Unternehmerin Stephanie (Steve)  
Shirley im Interview 6

**Unterwegs mit**

Mit Peter Morgan im Sisi Museum  
in der Hofburg 9

**Nahost**

Holpriger Start der vierten  
Regierung Netanjahu 13

Überraschend konventionell –  
ein Reisebericht aus dem Iran 16

Frauen werden in Israel  
zunehmend ausgeschlossen 18

**Zeitgeschichte**

Kurt Karlitzky – Ein schlagkräftiger  
Kämpfer gegen Faschisten wird 90 19

Erinnerungen an das Wien  
der dreißiger Jahre 22

Der Wiener Kreis 25

Die Rettung der bulgarischen Juden  
während des Zweiten Weltkriegs 28

**In eigener Sache**

NU feierte seinen 15. Geburtstag 30

**Jüdisches Leben**

Verein „Haarfee“ – Echthaarperücken  
für schwerkranke Kinder 32

Über die enge Verbundenheit  
der Juden und Roma 34

David Sax über die Geschichte  
des jüdischen Deli 36

**Schach**

Bei Elias Canetti war Fischer  
schon 1931 Weltmeister 38

**Nachruf**

Erinnerungen an  
Frederic Morton 40

**Kultur**

Die Schriftstellerin Esther  
Dischereit im Porträt 42

Sophie Tucker ging als „Red Hot  
Mama“ in die Musikgeschichte ein 46

Wie jüdisch war der Hagenbund? 49

Schönbergs „Moses und Aron“  
an der Oper Berlin 51

**Rezension**

Anatol Vitouch:  
„Einstein in Zürich“ 52

**Standards**

Engelberg 53

Rätsel 54

Kohnversationen 55

Leserbriefe 56

Autorinnen und Autoren 57

Dajgezzen & Chochmezzen 59

# IT-Boss Steve

**Im Jahr 1939, als Vera Stephanie Buchthal fünf Jahre alt war, wurde sie mit ihrer Schwester nach England geschickt. Dort ging sie später in einer Abendschule ihrer Vorliebe für Mathematik nach und gründete in den 1960er Jahren ein IT-Unternehmen. Sie änderte ihren Namen in Steve Shirley und schrieb mit ihrer Softwarefirma eine Erfolgsstory.**

VON IDA SALAMON  
ÜBERSETZUNG: KITTY WEINBERGER

Ihr Gang wirkt entschlossen und ihr Blick ist voll Verständnis. Wenn sie spricht, betont sie jeden Satz und erzeugt Aufmerksamkeit. Sie scherzt, sie lacht und strahlt gleichzeitig Ruhe aus. Mit ihrer Firma hat sie ein Vermögen gemacht, und sie gibt ihr Geld strategisch aus. Sie liebte ihren kranken Sohn, sie pflegte ihn und verlor ihn. Über ihr bewegtes und erfülltes Leben, ihre Erfolge und Schicksalsschläge und ihre Lebensprinzipien sprach Dame Stephanie Shirley mit **NU**.

**NU: Wenn Ihr Leben ein Film wäre, was wären die wichtigsten Szenen? Können Sie diese Szenen beschreiben und gleichzeitig Ihre Wünsche, Bemühungen, Ängste und Entscheidungen in diesen Zusammenhängen?**

Stephanie Shirley: Die Ankunft in der Liverpool Station mit einem Kindertransport im Juli 1939: dunkel, düster,



© STEPHANIE SHIRLEY

**„Ich bin eine Feministin in meinen Taten, aber nicht im Wortsinn.“**

grau, Verwirrung, Angst, Verzweiflung. Die Arbeit in der berühmten Post Office Research Station mit ERNIE (Electronic Random Number Indicator Equipment) – dem Computer für Prämienanleihen: intellektuell, aufregend,

idealistisch, männliche Wissenschaft. Der Beginn meines Software-Unternehmens für Frauen: Teil meines Kampfes gegen Sexismus. Wenn feische junge Männer anboten, meine Ausrüstung zu tragen, antwortete ich

leicht gereizt: „Ich glaube an gleiches Gehalt und trage daher auch meine eigenen Sachen.“ (Heutzutage seufze ich „Wie nett. Vielen Dank.“) In einem kleinen Ziegelhäuschen arbeiten – das Feuer schüren – das Telefon von neun bis fünf abheben. Idyllische erste Tage mit dem Baby Giles.

Die Einlieferung meines Sohnes Giles in eine geschlossene Anstalt und seine Entlassung nach zwölf Jahren: Im Alter von zweieinhalb Jahren der Wandel von einem zufriedenen, glücklichen Baby zu einem wilden, unbändigen Kleinkind. Es war nicht eine Trotzphase, Giles war schwer autistisch, vergaß die wenigen Worte, die er schon beherrscht hatte und sprach niemals wieder.

Die Gründung der Prior's Court Schule: Das war das größte meiner Wohltätigkeitsprojekte. 30 Millionen Pfund und fünf Jahre meines Lebens. Es ist jetzt ein international anerkanntes Internat für 60 autistische Schüler mit einem, wie es Sozialarbeiter nennen, „herausforderndes Verhalten“. Es gibt auch ein Zentrum für Jugendliche, für 20 Studenten im Alter zwischen 19 und 25 Jahren.

Giles unerwarteter Tod: Es war bittersüß. Es gibt kein Wundermittel dafür, Schmerz zu ertragen. Aber ich habe jetzt gelernt, ohne Giles, ohne dass ich von ihm gebraucht werde, zu leben.

**Sie waren sehr jung, als Sie ihre eigenes Software Unternehmen – die F. International Group – gründeten. Was veranlassete Sie dazu?**

Ich war noch keine dreißig. Es sollte ein soziales Unternehmen sein – ein Kreuzzug für die Frauen. Eine Art von familienfreundlichem Betrieb, in dem ich selbst gerne gearbeitet hätte.

**Das F. im Namen der Gesellschaft steht für Feminismus, Flexibilität und Freiberuflichkeit. Am Anfang stellten Sie nur Frauen an, manche brachten sogar ihre Kinder mit zur Arbeit. Was bedeutet Feminismus für Sie?**

Freiberufliche Angestellte arbeiten von zu Hause. Viele Jahre lang beschrieb uns die *Harvard Business Review* als „Betrieb ohne Büros“. Ich bin eine Feministin in meinen Taten, aber nicht im Wortsinn. Aber ich bin eine Humanistin und glaube fest daran, dass jeder seinen Beitrag leisten kann.

**Sie änderten Ihren Namen auf Steve, damit Sie bessere Chancen hatten, in der Geschäftswelt akzeptiert zu werden. War diese Entscheidung das Zeichen einer mutigen Frau mit Sinn für Humor oder reine Berechnung?**

Es war der Vorschlag meines Mannes, mit dem ich jetzt seit fünfzig Jahren verheiratet bin, den Spitznamen der Familie „Steve“ zu verwenden, damit ich eine Antwort auf meine Briefe zur Geschäftsentwicklung bekäme. Ich erreichte überhaupt nichts, wenn ich sie mit meinem zweifach weiblichen Namen – Stephanie Shirley – unterschrieb. Also es war berechnend. Aber ich habe auch Sinn für Humor. Meine Briefköpfe in der ersten Zeit waren alle mit Kleinbuchstaben. Und im Titel meiner Memoiren (die kurz vor der dritten Auflage stehen) gibt es ein Wortspiel: *Let IT go* (Anm.: IT – Information Technology).

**Dreißig Jahre nach der Gründung verkauften Sie Ihr Unternehmen, und Ihre Angestellten bekamen einen Anteil am Kapital. Wie war Ihr Managementstil ganz im Allgemeinen?**

Ich bin stolz darauf, dass ein Viertel des Unternehmens in die Hände der Angestellten überging. Siebzig von ihnen wurden Millionärinnen. Ich bemühte mich, eine Chefin zu sein, wie ich sie selbst gern gehabt hätte – kollegial und nicht nach dem Muster „Befehl und Kontrolle“. Ein Element von Erfolg ist es, sich mit erstklassigen Menschen zu umgeben. Und Menschen, die man mag. Mein Führungsstil war eklektisch – anfangs sehr unternehmerisch, überall zur gleichen Zeit anwesend.

**Sie haben viele Auszeichnungen bekommen. Welche ist Ihnen die wichtigste und warum?**

Mein OBE (Order of the British Empire) für Verdienste um die Industrie im Jahr 1980. Es bedeutete die Anerkennung der Gesellschaft für mich als eine Frau, die als unbegleitetes Kind angekommen war. Ich würde mir wünschen, dass die heutigen Flüchtlinge auch so willkommen wären.

**Ihre Mutter war Österreicherin. Zu Beginn dieses Jahres waren Sie in Wien. Haben Sie noch eine Beziehung zu Wien?**

Wien ist eine schöne Stadt mit eleganten Straßen und wunderschönen Palais. Früher kamen mir die Tränen, wenn ich Wiener Musik hörte, das war die sentimentale Vergangenheit; es ist mir gelungen, diese Geister hinter mir zu lassen.

**Sie wurden als Vera Stephanie Buchthal geboren. Der Vorname Stephanie bezieht sich auf die Stephanskirche. Warum haben Sie Ihren Namen geändert?**

Wie viele Menschen anglierte ich meinen Namen, als ich die britische Staatsbürgerschaft annahm. Ich wählte den Namen Brooke zu Ehren des romantischen und sehr englischen Dichters Rupert Brooke. Die Namensänderung war eine Stärkung.

**Waren Ihre Eltern traditionell jüdisch?**

Ein Rabbiner hätte mich nicht als Jüdin anerkannt (weil meine Mutter nicht jüdisch war). Die Nürnberger Rassengesetze definierten allerdings jeden, der auch nur 1/16 jüdisches Blut hatte, als Juden, als Volksfeind. Mein Vater war, wie seine Eltern, säkularer Jude.

**Sie geben viel Geld für wohltätige Zwecke aus, obwohl Sie als Kind das Böse im Menschen kennenlernten. Was bezwecken Sie?**

Wie bei vielen Philanthropen ist mein Ziel, „etwas zu verändern“. Auch

„Wenn fesche junge Männer anboten, meine Ausrüstung zu tragen, antwortete ich leicht gereizt: ‚Ich glaube an gleiches Gehalt und trage daher auch meine eigenen Sachen.‘ – Heutzutage seufze ich: ‚Wie nett. Vielen Dank.‘“

meinem Leben, das gerettet wurde, einen Wert zu geben. Mir wurde so viel gegeben, was kann ich anderes tun als selbst zu geben?

**Ist es ein Problem für Sie, wenn ich Sie zu den tragischen Ereignissen in Ihrem Leben befrage?**

Ich finde es schwierig, über meinen verstorbenen Sohn zu sprechen, aber gehe meistens professionell damit um. Ich muss mich davor schützen, näher auf die Nazigräuel einzugehen. Als Teenager nahm ich an einigen Nürnberger Prozessen teil und werde nie vergessen, was ich dort erstmals gehört habe.

**Sie waren fünf Jahre alt, als Sie mit Ihrer jüngeren Schwester in einem Kindertransport nach England geschickt wurden. Erinnern Sie sich noch an diese Tage und an die Zeit unmittelbar danach?**

Ich erinnere mich an Kindersorgen: die verlorene Puppe, nicht das verlorene Zuhause; den Buben, dem immer wieder übel war; Kinder, die in den Gepäcknetzen schliefen; das Meer zu sehen – oder mehr noch zu riechen – bei der Überfahrt nach Harwich, bei der mir schlecht wurde. Es gibt jetzt dort eine Bank zur Erinnerung, dem Meer zugewendet, von wo aus wir erstmals das grüne, schöne Land England sahen.

Das waren traumatische Tage. Wir waren staatenlos, ohne Geld, und natürlich ohne ein Wort Englisch. Alles war anders: Pflegeeltern, Essen, Installationen, Eiderdaunen statt Tuchten, Milch in unserem Tee... Wir mussten uns an vieles gewöhnen.

**Warum war die Familie nach dem Krieg getrennt?**

Wie viele Paare, die während des Kriegs getrennt wurden, hatten sich unsere Eltern in dieser Zeit verändert. Mein Vater konnte seine Zukunft nur als Richter in Deutschland sehen; meine Mutter, die ihr Leben in England aufgebaut hatte, konnte sich nicht vorstellen zurückzugehen. In modernen Zeiten war die offensichtliche Lösung: Scheidung.

**In Krisensituation Ihres Lebens litten Sie an Depressionen. Wie kämpften Sie dagegen an?**

Ich ging sechs Jahre lang zur Therapie in der Tavistock Clinic in London, am Anfang mit drei Sitzungen pro Woche, dann zwei, dann eine, schließlich alle zwei Wochen, langsam auslaufend. Der Therapeut nach Jung war wunderbar.

**Das Tragischste in Ihrem Leben war, wie Sie vorhin sagten, dass Ihr Sohn an Autismus litt. Wie sind Sie damit und mit seinem Tod umgegangen?**

Mein Sohn benötigte ständige Aufmerksamkeit und Pflege, viele waren überrascht, dass ich in der Lage war, mich um ihn zu kümmern und gleichzeitig meine Firma aufzubauen. Aber die einzige Zeit, in der ich Giles vergaß, war bei der Arbeit; und die einzige Zeit, in der ich meine Arbeit vergaß, war die Zeit mit Giles. So ergänzten sich die zwei Stressfaktoren viele Jahre lang. Es gibt keinen richtigen oder falschen Weg, Schmerz auszuhalten. Ich habe nun gelernt, ohne Giles zu leben, ohne dass er mich braucht.

**Was machen die Wissenschaftler mit Ihrer finanziellen Unterstützung im Kampf gegen Autismus?**

Ich unterstütze die medizinische Erforschung des Autismus vor allem über die gemeinnützige Organisation „Autistica“. Sie hat über einen Zeitraum von zehn Jahren ein Großprojekt (BASIS) finanziert, das auf eine frühzeitige Diagnose dieser Störung hinarbeitet, und eine Autismus-Bank angelegt – sie enthält unter anderem das Gehirn meines Sohnes; als letztes Geschenk von mir wird sie auch meines erhalten. Nach einer Studie, die betroffene Familien untersuchte, hat sich „Autistica“ auf drei noch kaum erforschte Gebiete konzentriert: frühe Intervention (mit der Universität Manchester), psychische Verfassung bei Autismus (am Institute of Psychiatry) und Altwerden mit Autismus (an der Universität Newcastle).

**Sie sind sehr bekannt im öffentlichen Leben in England. Was genießen Sie am meisten?**

Als Patriotin bin ich stolz, für dieses Land meinen Beitrag zu leisten. Am meisten gefallen hat mir wahrscheinlich meine Funktion als nationale Botschafterin der Philanthropie 2009/2010.

**Was für ein Gefühl ist es, die drittreichste Frau in Großbritannien genannt zu werden?**

Die Berechnung war komplett falsch! Als ich hinter der Königin auf der Liste der reichsten Frauen stand, verschenkte ich so viel Geld, dass ich jetzt überhaupt auf keiner Liste mehr stehe!

**Was sind Ihre Lebensprinzipien, und was sind die Gründe für Ihren Erfolg?**

Meine Prinzipien gehen zurück auf meine Erfahrung des Kindertransports, und sie sind heute noch so stark wie eh und je. Ich bin entschlossen, mein Leben nicht zu verzetteln, jeden Tag lebenswert und so mein Leben erhaltenswert zu machen. Die gleichen Prinzipien gelten auch für meinen „Erfolg“, was immer das sein mag. Ich bin froh, dass ich verwirklicht habe, was in mir war.

**Sie haben achtzehn Monate gebraucht, um Ihr Buch zu schreiben. Die Zahl 18 steht im Judentum für das Leben. Gibt es da einen Zusammenhang? Und warum nannten Sie Ihre Memoiren *Let IT Go*?**

Sie werden enttäuscht sein, aber da gibt es keinen Zusammenhang. Bei meinem säkularen Leben war es ein (glücklicher) Zufall, dass ich achtzehn Monate benötigte (natürlich nicht Vollzeit – an Abenden, wann immer mir danach war). Der Titel meiner Memoiren war schwierig. Waren sie die Geschichte eines Flüchtlingskinds? Oder waren sie die Geschichte einer Frau, die in den 1960er Jahren eine Hightech-Firma gründete, die an die Börse ging und schließlich 8.500 Menschen beschäftigte? Oder die der Mutter eines autistischen Kindes? Oder einer Philanthropin, die schon sehr viel Geld gespendet hat? Es zeigt sich, dass ich von allem etwas bin.

**Sie haben einmal gesagt: „Je mehr ich herbege, desto reicher wird mein Leben.“ Was meinten Sie damit?**

*Let IT Go* ist ein Wortspiel – Information Technology – und bezieht sich auf das buddhistische Konzept, nichts zu wollen. Dinge machen nicht unbedingt glücklich.

Es macht mir mehr Freude, meinen Reichtum herzugeben, als ich je damit hatte, ihn zu erwerben.

*nu*

# „Morgenthau klingt doch schöner als Morgan“

**Das Sisi-Museum in der Hofburg übt selbst auf Peter Morgan eine gewisse Faszination aus. Dabei könnte man meinen, dass der prominente Drehbuchautor und Produzent (u.a. *The Queen*, *Rush*, *Last King of Scotland*) mit diesem Thema ganz locker umgeht. Ist er doch beruflich wie privat in der Hocharistokratie quasi zu Hause.**

VON DANIELLE SPERA (TEXT) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

Mit dem **NU**-Team lernte er nun erstmals das Sisi-Museum kennen und konnte nicht umhin, Handy-Fotos der ausladenden Roben von Kaiserin Elisabeth zu knipsen. Nach den vielen Jahren seiner Beschäftigung mit der britischen Königin liegt die Frage auf der Hand, ob nicht auch die schwierige Persönlichkeit der vorletzten österreichischen Kaiserin für ihn reizvoll wäre? Theoretisch ja, meint Peter Morgan. Allerdings schreibe er derzeit an einer großen Serie über Queen Elizabeth für Netflix, die ihn seit fast einem Jahr Tag und Nacht beschäftige.

„Ich glaube, wenn ich mit dieser Serie fertig bin, werde ich nie wieder über Königshäuser schreiben. Ab dann werden für mich nur noch Antimonarchisten, Räuber oder Mörder Thema sein. Dann will ich nie wieder das Wort Prinzessin hören!“ Allerdings betrachtet er seine Arbeit für Netflix als große Herausforderung. Die neue Serie ist nach *House of Cards* der größte Auftrag, den der neue Internet-



## Nach den vielen Jahren seiner Beschäftigung mit der britischen Königin liegt die Frage auf der Hand, ob nicht auch die schwierige Persönlichkeit der vorletzten österreichischen Kaiserin für ihn reizvoll wäre?

TV-Sender je vergeben hat. Die Arbeit für Netflix hat auch sein Leben verändert. Weil der Sender 180 Millionen US-Dollar in die Serie investiert hat, steht Peter Morgan unter ständiger Beobachtung. Alle paar Monate muss er sich ins Spital begeben, wo Untersuchungen auf dem Niveau von Gesundheitschecks für Staatspräsidenten durchgeführt werden. Man will sichergehen, dass der Drehbuchautor nicht während der Entwicklung der Serie durch Krankheit ausfällt. Immerhin wird Morgans Serie in 190 Ländern gleichzeitig starten und soll in fast ebenso viele Sprachen übersetzt werden.

### Ein Helfer Simon Wiesenthals

Mit Sprache an sich und verschiedenen Sprachen ist Peter Morgan aufgewachsen. Seine Eltern waren nach Großbritannien geflüchtet. Sein Vater Arthur Morgenthau kam 1933 als 18-Jähriger mit seiner Großmutter aus Dresden, seine Mutter war eine polnische Katholikin aus Schlesien. Der Vater stammte aus einer wohlhabenden, die Mutter aus einer einfachen Familie. Ausbildung – vor allem an einer Universität – sei das Allerwichtigste im Leben, das kann einem niemand nehmen, sei das Credo seines Vaters

gewesen. „Damit bin ich aufgewachsen, mit dieser Mentalität. Ich glaube schon, dass mein Workaholismus damit zu tun hat, ich kämpfe förmlich darum, dass ich etwas Bleibendes herstelle, sei es eine DVD oder Ähnliches. Ich glaube, das ist schon eine ererbte Neurose.“

Seine Eltern bezeichnet er als stolze britische Staatsbürger, die Englisch mit einem stark deutschen Akzent sprachen. „Mein Vater hatte einen großen Freundeskreis, ausschließlich deutsche Emigranten. Bis auf seinen Kompagnon haben sich alle von ihren jüdisch klingenden Namen verabschiedet und umbenannt.“ Morgans Vater kehrte nach dem Krieg immer wieder nach Deutschland zurück und half Simon Wiesenthal bei seinen Recherchen über Kriegsverbrecher. Er arbeitete viel, lebte nicht gerade gesund und starb mit 59 Jahren, als Peter gerade einmal neun Jahre alt war. „Dadurch konnte ich ihn so vieles, was ich heute gerne wissen möchte, nicht mehr fragen“, bedauert Peter Morgan. Rafael Scharf, der Kompagnon des Vaters, übernimmt eine wichtige Funktion. Nicht nur fordert er Peter immer wieder auf, sich den Namen Morgenthau zurückzuerobern (er sagte immer: „Morgenthau klingt doch zehnmal schöner als Morgan“),

sondern nimmt ihn auch mehrmals pro Woche mit ins Theater – Besuche, die den jungen Peter Morgan, der den Rat der Namensrückführung, wie wir wissen, nicht annahm, für sein Leben prägen.

Erzogen wird er von seiner Mutter allein. Zunächst besucht er die fortschrittliche Londoner Schule St. Paul's, durch die er eine weitere Prägung erfährt. 60 Prozent seiner Mitschüler sind Juden, doch dann entscheidet sich seine Mutter für ein katholisches Internat. „Das war ein ziemlicher Kulturschock, von der sehr urbanen, jüdisch geprägten Kultur plötzlich in die aristokratische englische Gesellschaft zu wechseln. Das ist eine Kultur – auch wenn meine Frau aus dieser Gesellschaft stammt – in der ich mich nicht zu Hause fühle, mit der ich eigentlich nichts tun habe.“

Seine geistige Heimat ist der jüdisch geprägte Freundeskreis in London. Auch in Wien kommen die Menschen, mit denen er sich gern umgibt, hauptsächlich aus der Gruppe der Wiener Jüdinnen und Juden. „Ich spüre da eine Wärme, kann aber nicht erklären, warum das so ist, es ist sicherlich keine bewusste Entscheidung.“

Denn in seiner Familie hat Peter



Als junger Mann versuchte sich Peter Morgan als Schauspieler: „Ich war unbegabt und undiszipliniert.“



Danielle Spera und Peter Morgan – von allen Seiten fotografiert.

Morgan vom Judentum nicht viel mitbekommen. Wenn Religion praktiziert wurde, dann eher das Katholische. Allerdings gab es keinerlei religiöse Symbole in der Wohnung. „Mein Vater war komplett ungläubig. Ich würde ihn als ‚faulen Juden‘ bezeichnen, was seine Religiosität betrifft. Mein Vater hatte alle Vorurteile: Wir sind clever, wir streben immer zum Besseren. Das war bei uns immer in der Luft. Gleichzeitig aber auch die Neurosen von Flüchtlingen: das Schuldgefühl, überlebt zu haben. Damit bin ich aufgewachsen.“

### Theater als große Faszination

Die große Faszination, die sich durch Peter Morgans Leben zieht, ist das Theater. Als junger Mann versucht er sich als Schauspieler. „Ich war unbegabt und undiszipliniert.“ Ein kurzes Intermezzo. Als Regisseur möchte er einen Film drehen und bei einem Festival in Edinburgh einreichen. Allerdings kosten die Rechte für das Stück, das Morgan verfilmen will, ein kleines Vermögen. So schreibt er ein eigenes Stück, und gewinnt dafür mit 21 Jahren seinen ersten Preis.

Seitdem hat ihn das Schreiben nicht mehr losgelassen. Der britische Komiker John Cleese wird auf Peter Morgan aufmerksam und engagiert ihn für ein Projekt, das ganz und gar nichts mit seinem späteren Erfolg wie Monty Python zu tun hat. Cleese produziert zu diesem Zeitpunkt Trai-

ningsfilme für Verkäufer, in denen er selbst mitspielte. „Es waren sehr komische Szenen – wie mache es ich am besten garantiert falsch. Jedenfalls habe ich damit mein erstes Geld verdient. Cleese hat mir meine erste Bahnfahrt bezahlt. Ich fühlte mich wie ein Millionär.“ Dennoch blieben die ersten Jahre schwierig. Morgan lebt bescheiden, es ist eine harte, aber lehrreiche Zeit. „Meine Stimme beim Schreiben habe ich erst mit 38 Jahren gefunden. Es ist vollkommen egal, ob man Erfolg hat, man darf nur nicht aufhören. Glücklicherweise hatte ich immer den ganzen Tag, um zu schreiben. Vor allem in der Früh.“ Wie das mit den fünf Kindern, die er mit seiner Frau Lila Schwarzenberg hat, vereinbar ist? „Ich bin ein zurückgezogener Vater. Eigentlich wollte ich nur ein Kind, meine Frau dagegen eine Großfamilie. Ich fürchtete mich vor der großen Verantwortung. Außerdem hassen die Kinder meine Drehbücher. Immer sagen sie: schon wieder so ein fader Film. Mach doch lieber einen James Bond...“

Sein vorletztes Projekt *Die verlorene Ehre des Christopher Jeffries* kommt dem schon recht nahe. Morgan schrieb das Skript einer wahren Geschichte über einen pensionierten Lehrer, der unschuldig unter Mordverdacht geriet und ein Opfer der Vorverurteilung durch die Boulevardpresse wurde. „Diese Geschichte musste ich schreiben, meistens kommen die Ge-

schichten zu mir. Wie der Stoff für *Rush* (über den Konkurrenzkampf in der Formel 1 zwischen Niki Lauda und James Hunt), den ich erst in Wien entdeckt hatte, nachdem ich durch meine Frau Niki Lauda kennengelernt hatte. Niki hat mich beeindruckt, weil er so uneitel ist und vor allem, weil er mir blind vertraute. Das ist für mich sehr wichtig. Das hätte ich auch der Queen gesagt: Sie sind kalt, Sie sind engstirnig, Sie sind arrogant, Sie sind verloren und genau das werde ich beschreiben.“ Obwohl er sich seit Jahren mit ihr beschäftigt, hat Peter Morgan keine Lust, Königin Elizabeth kennenzulernen. „Die meisten Menschen, über die ich schreibe, sind unmöglich. Über einfache, nette Menschen kann ich nicht schreiben. Da wüsste ich nicht einmal, wie ich anfangen sollte.“

### „Ich gebe Wien noch eine zweite Chance“

Wie Romy Schneider mit Sisi wird nun auch Helen Mirren mit der Queen identifiziert. Besonders in den USA, da machen selbst erwachsene, gebildete Menschen vor ihr einen Knicks, weil sie nicht mehr unterscheiden können, berichtet Morgan. Sein großartiges Stück *The Audience*, in dem Morgan die monatlichen Treffen der Queen mit den britischen Premierministern im Lauf der Jahrzehnte Revue passieren lässt, lief mit großem Erfolg in London, New York, Prag und Moskau. Warum nicht

Dass sein Antrieb, ständig etwas Neues zu schaffen, dem jüdischen Grundsatz, sein Leben immer zu verbessern, entsprechen würde, verneint Peter Morgan. Er sei unbewusst eher von Furcht getrieben.

in Wien? Das Volkstheater habe es abgelehnt. Und das Burgtheater? „Richtig“, sagt Morgan augenzwinkernd, „ich gebe Wien noch eine zweite Chance.“ Für Politik interessiert er sich nur „in seinem eigenen Tiergarten“, also der britischen Innenpolitik. Nach dem überraschenden Erdrutschsieg von David Cameron vor wenigen Wochen, musste er die letzten Szenen für seine Netflix-Serie über die Queen komplett umschreiben, da er mit diesem Wahlausgang nicht gerechnet hatte.

Die Entwicklung u. a. von Netflix, das große Aufkommen und den Erfolg von Serien betrachtet Morgan als zweischneidig. „Das Kino ist jetzt am Aussterben. Man hört nie mehr ‚I love cinema‘, sondern vielleicht noch manchmal ‚I like the movies‘. Und es wird immer schwieriger, interessante Filme zu machen. Die Menschen sitzen lieber zu Hause vor einem riesigen Bildschirm, wo die Tonqualität besonders gut ist. Da wird man nicht gestört von Leuten, die missverstanden haben, dass ein Kino kein Restaurant ist, Leuten, die mit dem ganzen Abendessen da ankommen, dann quatschen und telefonieren, texten und SMS senden. Das ist eigentlich schade. Ein Kino zu besuchen, war eine schöne Sache. Das hat sich in den letzten Jahren so verändert, und es wird sich immer schneller und immer mehr ändern. Das Kino ist zu einem ‚Filmpark-Erlebnis‘ wie Disney World geworden. Das ist sehr bedauerlich.“ Dennoch genießt er gleichzeitig seine neue Rolle als Drehbuchautor einer umfassenden Serie. Es entspricht seinem Antrieb, Charaktere herauszuarbeiten, ins Detail zu gehen, einen großen Roman zu verfassen. „Die Menschen, die sich die Serie ansehen, wollen keinen lärmigen Blockbuster sehen. Ich schätze, es werden 30- bis 40-Jährige sein, die gehaltvolle Unterhaltung suchen.“

Sein nächstes Projekt hat er schon im Kopf, es geht wieder einmal um zwei starke, schwierige Charaktere, zwei Wissenschaftler und deren Auseinandersetzung über die Frage nach der Existenz Gottes. Dass sein Antrieb,



„Es ist vollkommen egal, ob man Erfolg hat, man darf nur nicht aufhören.“

ständig etwas Neues zu schaffen, dem jüdischen Grundsatz, sein Leben immer zu verbessern, entsprechen würde, verneint Peter Morgan. Er sei unbewusst eher von Furcht getrieben. „Wenn man aus einem Haus kommt, wo beide Eltern Flüchtlinge sind, die alles verloren haben, dann denkt man immer, dass morgen alles weg sein kann. Ich meine das nicht nur materiell. Ich meine alles! Die ganze Welt ist weg. Und deswegen will man zeigen oder beweisen, dass man da war. Bei meinen Kindern ist das ganz anders, die haben überhaupt keinen Sinn dafür. Gott sei Dank! Es ist nicht besonders gesund, das würde ich ihnen nicht gerne vererben. Ich glaube, mein Leben ist von diesen Schatten der Geschichte geprägt. Von traurigen Sa-

chen. Eigentlich hatte ich mich anfangs gefragt, warum ein Interview mit mir in einer jüdischen Zeitschrift erscheinen soll. Ich bin kein gläubiger Jude, aber man hätte mich in der Nazi-Zeit umgebracht. Deswegen gehöre ich dazu. Und jetzt verstehe ich das auch.“ nu

**Peter Morgan**, geboren 1963 in London, ist ein vielfach ausgezeichnete Drehbuchautor. Für sein Drehbuch zu *Die Queen* (2006, Regie Stephen Frears) erhielt er einen Golden Globe Award und Nominierungen für den Oscar. Sein Drehbuch für *Der letzte König von Schottland* wurde ebenso ausgezeichnet wie *Frost/Nixon*. In dem Film *Rush* thematisierte Morgan den Konkurrenzkampf zwischen Niki Lauda und James Hunt in der Formel 1. Morgan ist der Sohn von Flüchtlingen, sein Vater Arthur Morgenthau war ein deutscher Jude und seine Mutter eine polnische Katholikin. Peter Morgan lebt mit seiner Frau Lila, einer Tochter von Karel Schwarzenberg, in Wien.

# Vom Triumph ins Schlammassel

**Das letzte bisschen Zeit, das ihm per Gesetz zur Regierungsbildung zustand, hatte der designierte Premier Netanjahu ausgereizt, als am späten Abend des 14. Mai 2015 endlich zwanzig Minister vereidigt wurden. Mit Ach und Krach bestätigte die Knesset die 34. Regierung des Staates Israel. Dabei hatte Benjamin Netanjahu am 17. März doch einen für viele überraschenden, aber zweifellos überragenden Wahlsieg errungen. Über den Start der vierten Regierung Netanjahu ist nichts Positives zu hören, ein Ende des Dramas noch lange nicht in Sicht.**

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM



© ATEF SAFADI/PA/PICTUREDESK.COM

Den Kommentatoren des politischen Israel fehlen die Worte. Man fragt sich, wie Netanjahu in weniger als zwei Monaten „vom König zum Fußabtreter“ werden konnte? „Was ist mit seinen taktischen Fähigkeiten passiert?“ Als Wahlkämpfer hatte er die Wählerschaft herumreißen und seiner Likudpartei über Nacht 30 Sitze in der Knesset sichern können. 35 Tage später bekommt er kaum eine mehrheitsfähige Regierung zusammen und kann seine eigenen Parteifreunde nicht mehr ausstehen – was auf Gegenseitigkeit beruht.

Die neue Regierung wird als „geköpftes Hühnchen“ bezeichnet, „des-

sen kopfloser Körper von Nachzuckungen geschüttelt“ werde; mit ihren „Zugängen, Abgängen, Spaltungen und Streitereien“ würde sie „jedem satirischen Sketch Ehre machen“, heißt es. Für sie gelte, was Alt-Premier Barak über die Abkommen von Oslo sagte: „Voller Löcher, wie ein Schweizer Käse!“ Eine Zeitung beobachtet, dass innerhalb der Regierung einer den anderen bekämpft und kommt zu dem Schluss: „Das ist kein Kabinett. Das ist eine Schießbude!“

In Netanjahus neuem Kabinett sitzt ein Wirtschaftsminister, der wegen Bestechung und Missbrauch von öffentlichen Mitteln eine Gefängnisstrafe

verbüßt hat. Die Justizministerin will die Macht des Obersten Gerichts einschränken. Der Wohnbauminister konnte nicht Generalstabschef werden, weil er gegen das Baurecht verstoßen hatte. Die De-facto-Außenministerin darf als orthodoxe Jüdin Männern nicht die Hand geben, was Begegnungen mit ausländischen Diplomaten interessant zu machen verspricht.

Dieses gefundene Fressen für alle Netanjahu-Hasser wird auch dadurch nicht verdorben, dass Zippi Hotovely, Vizeaußenministerin im Außenministerium ohne eigenen Minister, erklärt, die Halacha (das jüdische Gesetz) gestatte ihr, eine ausgestreckte

Hand zu ergreifen, weil es schlimmer sei, einen fremden Mann zu brüskieren. Karriereoffizier Joav Galant, zuständig für das heiße Thema Wohnbau, bedauert nun offenbar, dass sein Wohnhaus auf öffentlichem Grund steht, die Zufahrtsstraße dorthin nicht genehmigt und sein Olivenhain zu groß für seinen privaten Grundbesitz ist. Justizministerin Ajellet Schaked fehlen angeblich die politischen Muskeln, um ihre Träume gegen Israels unabhängige Gerichtsbarkeit auszuüben, und die orientalisch-jüdische Wählerschaft von Wirtschaftsminister Arije Deri begreift diesen, so scheint's, nicht als Gauner, sondern als sephardisch-religiösen Robin Hood.

### „Das ist ja der Trick“

Aber wie ist Netanjahu so schnell vom Triumph der Wahlnacht in eine Regierungsbildung geraten, die man nur als Schlamassel bezeichnen kann? – Zuerst hat er binnen kürzester Zeit seine engsten Vertrauten samt und sonders vor den Kopf gestoßen. Loyalität wird von Benjamin Netanjahu bestraft. Davon können begabte Politiker ein Lied singen.

Deshalb verbrachte Gideon Sa'ar die heißeste Zeit der Regierungsbildung mit seiner Familie im Urlaub in Spanien. Deshalb hat Mosche Kachlon seine eigene Partei gegründet. Deshalb hat sich Avigdor Lieberman in die Opposition geflüchtet. „Wer seine engsten Freunde jahrelang demütigt und bevormundet“, erklärte der langjährige Weggefährte und Außenminister Netanjahus, „darf sich nicht wundern, wenn sie ihm das zurückzahlen, wenn die Zeit gekommen ist.“

Nur Gilad Erdan schien die Zähne zusammenzubeißen. Er war einer der besten und tüchtigsten Ministern der beiden vorhergehenden Regierungen – „vielleicht zu tüchtig“, flachst Jossi Verter in *HaAretz*. Zu Beginn der letzten Maiwoche wurde Erdan dann doch noch Minister für innere Sicherheit, strategische Angelegenheiten und

öffentliche Information. Dafür musste allerdings Benni Begin, der Sohn des ehemaligen Ministerpräsidenten Menachem Begin, den Netanjahu extra aus dem politischen Ruhestand geholt hatte, den Hut nehmen. Im Kabinett wären sonst zu viele Minister gewesen.

In einem fiktiven Gespräch zwischen Benjamin Netanjahu und seinem Sohn Jair lässt Uri Dromi, ehemals Chef des Government Press Office, den Regierungschef seine Methode der Ämtervergabe erklären: „Stell dir zuerst die Frage, welche Aufgabe am besten zu welcher Person passt. Dann lädst du diese Person ein, um ihr mitzuteilen, dass sie eine ganz andere Aufgabe bekommt, die in keiner Weise ihren Qualitäten entspricht.“ – „Ist das nicht verrückt?“, wagt Netanjahu-Sohn Jair einzuwenden: „Damit garantierst du doch ihr Versagen!“ – „Das ist ja der Trick“, erklärt ihm sein Vater: „In kürzester Zeit werden all diese pompös daherkommenden Größenwahnsinnigen von der Presse zu Versagern erklärt, und ohne große Anstrengung stehe ich allein da und überrage sie alle.“

Ob die Analyse Dromis, der heute den Jerusalem Press Club leitet, Motive und Gesinnung Netanjahus korrekt darstellt, sei dahingestellt. Jedenfalls trifft er, was sich viele im Volk fragen: Wie kommt es, dass Netanjahu so viele Jobs an die falschen Leute vergeben hat?

Den Koalitionspartnern Netanjahus – Mosche Kachlon (Kulanu), Arije Deri (Schass) und Naftali Bennett (HaBait HaJehudi) – ist es gelungen, weit mehr vom Wahlsieger Netanjahu zu bekommen, als sie selbst jemals erwartet hätten. Joel Marcus bemerkt ironisch in der *Jerusalem Post*: „Die kleinen Koalitionspartner bekamen mehr Kabinettsposten, als sie Mitglieder im Parlament haben.“ Im Likud stellte sich den Parteifreunden im Laufe der Verhandlungen zunehmend die Frage: Was bleibt für uns? Letztendlich sind

mehr als ein Drittel der aus 61 Knessetmitgliedern bestehenden Regierungskoalition als Minister oder stellvertretende Minister im Kabinett vertreten.

### Wirtschaftsstrategie: Ein Geheimnis

Die Regierung Israels ist neu. Die Herausforderungen aber, vor denen sie steht, sind altbekannt. Vor dem Hintergrund der Gewitterwolken des radikalen Islam, die sich rund um das Land seit Jahren zusammenbrauen, sind es vor allem soziale und wirtschaftliche Nöte, die Israels Bürger beschäftigen: angefangen von den Wohnungspreisen und Lebenshaltungskosten über die Frage der Arbeitslosigkeit bis hin zur sozialen Absicherung. Die neue Knesset muss möglichst schnell einen Haushalt verabschieden – für das laufende Jahr 2015, in dem ansonsten kaum Handlungsfreiheit für die politischen Akteure besteht. Auch Rassismus- und Korruptionsvorwürfe beschäftigen die Menschen, ebenso die organisierte Kriminalität. Hinzu kommt die Notwendigkeit einer effektiven und klar definierten Asylpolitik. Immerhin ist Israel das einzige westliche Land mit einer Landbrücke zu Afrika und beherbergt bereits Zehntausende illegaler Migranten.

Eine klare Aussagen hat Netanjahu zu Jerusalem: Die Stadt „war immer nur und wird ausschließlich die Hauptstadt des jüdischen Volkes sein und bleiben.“ Und zum Iran: Das Mullah-Regime in Teheran darf niemals in den Besitz einer Atombombe kommen. Darüber ist man sich in Israel aber eigentlich weitgehend einig, weshalb diese Fragen kaum diskutiert werden.

Als klare Botschaft der vierten Regierung Netanjahu darf – allen anderslautenden Beteuerungen des Regierungschefs zum Trotz – auch gewertet werden, dass seine stellvertretende Außenministerin genauso wie der für die Beziehungen zu den USA und den Palästinensern verantwortliche Silvan

Den Kommentatoren des politischen Israel fehlen die Worte. Man fragt sich, wie Netanjahu in weniger als zwei Monaten „vom König zum Fußabtreter“ werden konnte? „Was ist mit seinen taktischen Fähigkeiten passiert?“

Schalom erklärte Gegner einer Zwei-staatenlösung sind. Beide befürworten explizit den Ausbau von israelischen Siedlungen in Gebieten, die vor dem Sechstagekrieg von 1967 zu Jordanien gehörten. Zipi Hotovely soll sich sogar für eine israelische Annexion des Westjordanlandes ausgesprochen haben.

„Was aber will Netanjahu für die israelische Wirtschaft?“, fragt Merav Arlosoroff in *HaAretz*, um gleich selbst die Antwort zu geben: „Das ist ein Geheimnis!“ Tatsächlich weiß niemand im Volk, welche Strategie der Wirtschaftsexperte Netanjahu nach seinen unbestrittenen Erfolgen der letzten Jahrzehnte heute verfolgt. Niemand weiß, wie ultraorthodoxe und arabische Bevölkerungsschichten in den Arbeitsmarkt integriert werden sollen. Anlass zur Sorge bereitet Arlosoroff die Feststellung, dass Israel heute für Investoren zu den bürokratischsten und ineffizientesten Ländern der Welt gehört. Sie bemängelt die träge öffentliche Verwaltung, archaische Arbeitsverhältnisse und fehlende Lösungsansätze gegen das Monopol der Elektrizitätsgesellschaft oder für die Förderung von Erdgas im Mittelmeer.

tätsgesellschaft oder für die Förderung von Erdgas im Mittelmeer.

### Kann man Netanjahu noch glauben?

Die vierte Regierung Netanjahu muss ihre Sprachlosigkeit nicht nur gegenüber dem eigenen Volk überwinden, sondern auch der Weltöffentlichkeit erklären, was Sache ist. Dan Meridor, Ex-Minister und Weggefährte Netanjahus im Likud, mahnt an: „Es ist nicht in erster Linie unser Fehler, dass mit den Palästinensern bislang keine Übereinkunft zustande gekommen ist. Aber es ist unser Versagen, wenn die Weltöffentlichkeit denkt, dass Israels Politik dafür verantwortlich ist.“

Ganz unterschiedliche Beobachter sehen eine große Diskrepanz zwischen der Sichtweise, mit der Netanjahu im westlichen Ausland wahrgenommen wird, und der Perspektive der Bevölkerung in Israel. Das Ausland sieht Israels Regierungschef weit kompromissloser und politisch rechts stehend als seine israelischen Mitbürger.

Tatsache ist, dass Netanjahu mehr Fläche des biblischen Landes Israel

an Nichtjuden abgegeben hat als jeder andere Regierungschef Israels. Keiner hat den Siedlungsbau in den besetzten Gebieten de facto so sehr gedrosselt wie er – während unter allen anderen, vor allem aber den sozialdemokratisch geführten Regierungen, der Siedlungsbau blühte. Kaum ein führender israelischer Politiker hat so viele palästinensische Terroristen freigelassen, und keiner ist der internationalen Gemeinschaft und ihren Vorstellungen von einer Zweistaatenlösung unter Hintanstellung eigener Positionen so weit entgegengekommen wie Benjamin Netanjahu. Aus israelischer Sicht fragt man sich, wie man einem solchen Regierungschef überhaupt noch Glauben schenken kann.

Gil Hofman, politischer Kommentator der *Jerusalem Post*, mag recht haben, wenn er spekuliert, dass es Netanjahu viel leichter gefallen wäre, eine stabile Regierung zu bilden, wenn die Israelis der ausländischen Presse und ihrer Darstellung Netanjahus als Hardliner und Falken mehr Glauben schenken würden. nu

## PICKNICKKONZERTE

### MUSIK AUS WALD UND FLUR

11.07.2015, 19.30  
12.07.2015, 11.00  
HAYDNSAAL, PARK

### VON FLÜSSEN UND MEEREN

15.08.2015, 19.30  
16.08.2015, 11.00  
HAYDNSAAL, PARK

Tickets: +43 (0)2682/630 04 7600 | esterhazy.at



classic.  
Esterházy





Die Imam-Moschee in Isfahan

# Ein überraschend konventionelles Land

## Ein Reisebericht aus dem Iran.

VON PETER FREY (TEXT)  
UND ALEX CHENG (FOTO)  
ÜBERSETZUNG: DANIELLE SPERA

Unserer Ankündigung, dass wir mit einer von der *New York Times* organisierten Reise in den Iran fliegen wollten, sorgte bei unseren Konversationen im Bekanntenkreis für gehörigen Zündstoff. Vor allem unsere jüdischen Freunde waren geradezu außer sich. Deren Reaktion reichte von absoluter Ungläubigkeit („Lasst uns einfach hoffen, dass ihr nicht geköpft werdet“) über irritiertes Erstaunen („Ich kann nicht fassen, dass sie amerikanischen Juden erlauben, das Land zu betreten...“) bis zum genauen Gegenteil („Ich bin so neidisch, ich wollte immer schon dorthin“). Diese Reaktionen, vor allem die sehr negativen, schienen uns schon ziemlich überzogen, aber sie hatten doch zur Folge, dass meine Frau und ich die geplante Reise mit einer Mischung aus Aufregung und Beklommenheit antraten.

Daher waren wir umso mehr erstaunt, dass wir den Iran – ganz im Gegensatz zu seinem Image im Westen – als ziemlich konventionelles Land erlebten. Ein Land mit einer scheinbar ganz normalen Bevölkerung. Es ist jedoch ein Ort voller Überraschungen für den Reisenden.

### Ausgefallene Verschwörungstheorien

Unsere Gruppe bestand aus zwanzig Amerikanern, alle *New York Times*-Leser, daher zumeist politisch progressiv und interessiert. Wir wurden von zwei erfahrenen iranischen Guides und einer Journalistin der *New York Times* begleitet, die den Iran seit vielen Jahren als Korrespondentin und Autorin gut kennt.

Zwei Wochen mit dem Bus durch den Iran (wir besuchten Teheran, Kermanshah, Hamadan, Shiraz und Isfahan) unterwegs zu sein, fühlt sich an wie das Häuten einer schier endlosen Zwiebel. Das Land und seine Menschen sind vielfältig und komplex. Sobald man meint, ein wenig von dem, was das Land ausmacht, zu spü-

ren, verkehrt sich alles ins Gegenteil. Einerseits erlebt man eine säkulare, kapitalistische Demokratie mit einer starken Mittelschicht. Andererseits wird der Iran von einem undurchsichtigen klerikalen System gesteuert, der das Leben der Menschen wie mit einer unsichtbaren Hand lenkt. Die Iraner sind offen und sehr freundlich. Gleichzeitig betrachten sie die Außenwelt mit großer Skepsis und würden auch die ausgefallensten Verschwörungstheorien glauben.

Jede Person, der wir begegnen, scheint politische Statements auszudrücken: durch ihre Sprache, ihre Kleidung (eine Schlüsselfrage ist offenbar, wie weit eine Frau das obligatorische Kopftuch nach hinten schieben kann, ohne in Schwierigkeiten zu geraten) oder ihr Verhalten (Hand in Hand in der Öffentlichkeit zu gehen ist verboten, doch das wird häufig praktiziert, gleiches gilt für roten Lippenstift oder Nagellack). Satellitenschüsseln sind offiziell nicht erlaubt, doch sind sie auf jedem zweiten Haus zu sehen.

Die Menschen scheinen die Vereinigten Staaten zu lieben, dennoch sind



sie voll von Geschichten darüber, wie unheimlich die US-Regierung ist. Das einzige westliche Land, von dem sie noch mehr Schlechtes erwarten als von den USA, ist Großbritannien. Der britische Geheimdienst MI6 wird für viele schmerzliche Erfahrungen verantwortlich gemacht. Die Iraner haben ein langes Gedächtnis, besonders wenn es um Unrecht geht, das ihnen angetan wurde.

In jedem Fall sind sie sehr stolz auf die lange Geschichte ihres Landes und betrachten andere Völker als zweitrangig. Bei den Arabern konstatieren sie einen Mangel an Kultur und Klasse, Israel verkörpert für sie einen Aggressor, und die westlichen Länder hätten dem Iran immer geschadet. Ihr eigenes Land sehen sie als grundsätzlich friedliche Nation, die in ihrer langen Geschichte noch nie ein anderes Land angegriffen hätte. Das Ergebnis ist ein Opfer-Bösewicht-Held-Szenario, in dem sie sich als Opfer und die Außenwelt als Bösewicht sehen. Wer in dieser Rollenverteilung der Held sein soll, ist allerdings nicht recht klar.

Bemerkenswert war, dass während der zwei Wochen, in denen wir unterwegs waren, kaum Polizei oder Militär zu sehen war. Wir hatten dennoch ein Gefühl der Sicherheit und der Normalität, ein wesentlicher Unterschied zu Ägypten, das wir kurz vor dem Arabischen Frühling besucht hatten. Außerhalb offizieller Stellen, Schulen oder Moscheen bekamen wir kaum Geistliche zu Gesicht. Die raren Begegnungen, die wir mit ihnen hatten, waren freundlich, von fast kindlichem Verhalten und Interaktionen gekennzeichnet.

Die jüngere Generation ist – wenig überraschend – meist offen für die Außenwelt; man hat den Eindruck, dass die Jugend ihre Eltern und die Politik fast zur Öffnung des Landes drängt. Obwohl Facebook und Twitter gesperrt sind, wissen die meisten Iraner, wie man diese Einschränkungen umgehen kann. Man hat das Gefühl, dass die Menschen es richtig genießen, die Verbote des Regimes auszutricksen.

Wir stießen auch auf ein paar Menschen, die noch immer Sehnsucht nach dem Schah haben, und nicht alle haben aus ihren Ansichten ein Hehl gemacht. Die meisten Iraner jedoch äußern sich positiv über die islamische Revolution von 1979, auch wenn sie ernsthafte Bedenken in Bezug auf die aktuelle politische Klasse haben. Wir hörten viele Klagen über massive Korruption. Die Iraner sind jedenfalls große Geschichtenerzähler, die Kehrseite davon ist, dass sie sehr anfällig für Verschwörungstheorien sind.

### **Nichts im Iran ist unkompliziert**

Der politische Kampf um die Zukunft des Landes zwischen den Gemäßigten (Präsident Ruhani und Außenminister Sarif) und den Hardlinern (Revolutionsgarden) wird hinter den Kulissen geführt. Unsere Reisegruppe wurde zum Objekt in diesem Kampf, als sich eine der „amerikanischen Touristinnen“ im Nachhinein als israelische Journalistin entpuppte, die mit ihrem US-Pass eingereist war. Die Titelgeschichte, die sie nach der Reise in der israelischen Zeitung *Yediot Ahronot* veröffentlichte, verursachte

verschiedene Arten von diplomatischer Aufregung im Iran. In der lokalen konservativen Presse wimmelte es vor Gerüchten über eine israelische Spionin, die das Land infiltriert habe. Die Erzkonservativen ergriffen den Anlass, um sich auf das für alle Touristen zuständige Außenministerium einzuschließen, das der weitaus liberalste Teil der iranischen Bürokratie ist. Ob der Vorfall für zukünftige *NYT*-Reisen Konsequenzen haben wird, ist ungewiss. Wie gesagt, nichts im Iran ist unkompliziert.

Unsere Reise fiel exakt in die Zeit der „heißen“ Atomverhandlungen zwischen dem Iran und dem Westen, und es war ganz offensichtlich, dass die Regierung die Bevölkerung auf eine eventuelle Einigung mit dem Westen vorbereitete. Die Titelseite der *Tehran Times*, die angeblich dem Regime nahesteht, war voll von Geschichten über die Verhandlungen und berichtete zu unserer Überraschung auch über Netanjahus Rede im US-Kongress mit wenig Emotion.

Meine Schlussfolgerung ist, dass der Iran nicht der totalitäre islamische Bösewicht ist, zu dem er in der US-Presse gemacht wird, aber dass es lange dauern wird, bis sich die Beziehungen zum Westen nach den vielen Jahre des Misstrauens und der gegenseitigen Verunglimpfung normalisieren können. Wenn die jüngste Geschichte (zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts) anders verlaufen wäre, hätte der Iran als natürlicher Verbündeter des Westens gelten können. Es ist wahrlich schade, dass das für lange Zeit nicht der Fall sein wird. *nu*



Kim Kardashian und Kanye West im Gespräch mit dem Jerusalemer Bürgermeister Nir Barkat.



Die Website der ultraorthodoxen Zeitung Kikar HaShabbat verpixelt Kim Kardashian.

© ISRAEL SUN/REX FEATURES/PICTUREDESK.COM

# Where have all the women gone?

**Frauen werden zunehmend von gesellschaftlichen und politischen Anlässen ausgeschlossen und aus Fotos in Publikationen wegretuschiert.**

VON JACQUI LICHT, TEL AVIV  
ÜBERSETZUNG: KITTY WEINBERGER

Kim Kardashian hat kürzlich gemeinsam mit ihrem Mann Kanye West und ihrer Tochter North Israel besucht. Der Zweck des Besuches war die Taufe ihres Babys in der St.-James-Kathedrale, einer armenischen Kirche in der Altstadt von Jerusalem. Alles schön und gut, aber dann nahm sich die Zeitschrift *Kikar HaShabbat*, ein Organ der ultraorthodoxen Charedi-Bewegung, dieses Besuches an. Warum? Weil sich die Kardashians mit dem Jerusalemer Bürgermeister, Nir Barkat, in einem nicht-koscheren Restaurant zum Mittagessen trafen. Gewalt! Aber um anständig zu bleiben, hat die Zeitung Kim Kardashian aus dem Originalfoto wegretuschiert.

Ein anderer Vorfall, der kürzlich

passierte, hing mit der Solidaritätsdemonstration nach dem *Charlie Hebdo*-Massaker zusammen. Die ganze Welt sah ihre Staatschefs untergehakt durch Paris marschieren. Die ganze Welt mit Ausnahme der Leser der ultraorthodoxen Zeitschrift *Hamevaser*, die Angela Merkel wegretuschierte, um die Sittsamkeit ihrer Leserschaft zu schützen.

In Israel funktioniert die Geschlechtergleichheit recht gut – nicht perfekt, aber es wird stetig besser. Frauen dienen in der Armee, auch bei der kämpfenden Truppe, und bei den jüngsten Wahlen stieg die Zahl der weiblichen Knesset-Abgeordneten auf 29 (von insgesamt 120). Doch mit der steigenden Zahl an Charedim (derzeit rund zehn Prozent der Bevölkerung) und ihrem zunehmenden Einfluss in öffentlichen Angelegenheiten werden Frauen mehr und mehr von gesellschaftlichen Angelegenheiten ausgeschlossen. Zum Beispiel wurde Soldatinnen schon mehrmals verboten, bei öffentlichen Versammlungen zu singen, da es nicht erlaubt ist, Frauenstimmen singen zu hören. Vor ein paar Wochen wurde eine Offizierin daran gehindert, in der Kantine zu Mittag zu essen, weil dort ein Charedi-Bataillon speiste.

In Städten mit einem großen Anteil an Charedim, wie Jerusalem, Bnei Brak und Beit Shemesh hat deren Streben nach Züchtigkeit dazu geführt, dass Frauen von Plakaten verschwunden sind. Die Egged-Busgesellschaft in Jerusalem hat die Medienunternehmen ersucht, andere Sujets zu produzieren oder Frauenabbildungen von Plakaten zu entfernen, da man Vandalismusakte gegen Busse oder Stationen befürchtet.

Firmen, die sich nicht an die Standards der Ultraorthodoxen halten, werden oft Opfer gezielter Aktionen. In ganz Jerusalem sind Darstellungen von Frauen auf Plakaten geschwärzt, übersprüht oder mit Graffiti beschmiert worden, da die Bilder „illegal“ seien. Oder die Plakate wurden einfach heruntergerissen.

Minderheiten und Frauen sind in Israel gut geschützt, und es gab eine Reihe von Prozessen um das Recht von Frauen, auf Plakaten abgebildet zu sein. Die Frauen haben jeden Prozess gewonnen, und kurzfristig waren auf Plakaten in Jerusalem wieder Frauen zu sehen, aber angesichts des Verschwindens von Kim Kardashian scheint der Sieg nur von kurzer Dauer zu sein.

nu



„Ich habe den Hitler gesehen. Wenn ich nur eine Handgranate gehabt hätte. Ich hätte versucht, ihn umzubringen.“

# Hitlerbild in der Küche

**Mit Kurt Karlitzky feiert dieses Jahr eine der schillerndsten und zugleich unscheinbarsten Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinde Wiens ihren 90. Geburtstag. Karlitzky konnte schon in seiner Jugend ganz ordentlich zupacken. Im Nachkriegs-Wien wurde er hinter den Kulissen politisch aktiv. Er ist vielen als tat- und schlagkräftiger Kämpfer gegen Faschisten und für die jüdische Sache bekannt.**

VON MARTIN ENGELBERG (TEXT) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

**NU: Wie war das bei Ihnen zu Hause? Ihre Mutter war Jüdin, der Vater nicht. Hattet ihr einen jüdischen Haushalt?**

Kurt Karlitzky: Es gab eigentlich nur Jom Kippur, da hat sich meine Mutter mit ihren Geschwistern getroffen, und wir haben einen Großonkel im 16. Bezirk besucht. Wir haben dort das Ende von Jom Kippur gefeiert. Und ich habe damals gedacht: Die Christen haben es eigentlich viel besser als wir Juden. Die haben Feiertage, da fressen sie und trinken und sind fröhlich, und wir haben einen einzigen Feiertag und da essen wir nichts.

**Wieso sind Sie dann beim Haschomer Hatzair (Anm.: sozialistisch-zionistische Jugendbewegung) und nicht bei den „Roten Falken“ eingetreten?**

Als wir in den 20. Bezirk umgezogen sind, sah ich am Nachhauseweg von der Schule einen Burschen in meinem Alter. Der steht auf der Straße und schmeißt Steine. Auf der anderen Seite stehen drei oder vier und schmeißen

Steine auf ihn. Ich weiß nicht warum, ich bin gleich stehen geblieben und habe mit ihm mitgekämpft. Ich habe ihn nicht gekannt, nachher waren wir sehr befreundet. Es hat in unserem Bezirk in jeder Klasse vier, fünf Juden gegeben, da hat man sich kennengelernt und so bin ich auch zum Haschomer Hatzair gekommen.

**Woher stammte Ihre Familie?**

Meine Mutter kam aus einer jüdischen Familie. Die Familie meines Vaters stammte aus der Tschechoslowakei, er wurde schon in Wien geboren. Mein Vater war Sozialdemokrat und anfangs beeindruckt vom Nazismus. Er hat gedacht: Alle kriegen einen Volkswagen und so weiter. Es war eine komische Zeit. Eines Tages komme ich nach Hause, hängt in der Küche am Engelsplatz ein Hitlerbild. Ich habe es heruntergenommen und zusammengehaut und habe gesagt: Du pass auf, wenn du ihn herbringst, dann hängen wir ihn da auf. Ich war da zwölf oder

„Eines Tages sehe ich bei mir zu Hause einen Brief, sehr schön von meinem Vater in Kurrentschrift geschrieben. Da schreibt er an den Führer, man soll mich aufnehmen in die HJ, wenn ich 14 bin. Und wie ich das gelesen habe, habe ich gedacht: Jetzt muss ich von hier weg.“

13 Jahre alt und habe versucht, ihm zu erklären, dass der Faschismus Krieg bringt.

#### **Der Antisemitismus von Hitler, der war ihm nicht bewusst?**

Die meisten Leute damals, ich will das nicht zur Entschuldigung sagen, haben geglaubt, das sei vorübergehend. Keiner hat geglaubt, was daraus wird. Ein Beispiel: Einmal gehe ich auf die Straße und sehe, dass ein Freund von mir mit der HJ marschiert. Die singen: „Das Judenblut vom Messer spritzt“, und er trommelt dazu. Ich habe nachher zu ihm gesagt: Bist du deppert? Was machst du? Dein Vater

ist ein Sozialdemokrat, der kassiert für die Partei, du weißt auch, was die Nazis sind. Sagt er: Weißt, Kurtl, ich war schon illegal dabei. Sag ich: Illegal? Warum? Sagt er: Weißt du, ich trommle so gern. Die haben es verstanden, die Jugend zu fangen.

Mein Vater war jedenfalls während des Krieges sehr anständig, hat dafür gesorgt, dass meiner Mutter nichts passiert. Seine ganze Familie hat nicht mit ihm gesprochen, weil er eine Jüdin geheiratet hat.

#### **Wie war es dann nach dem Anschluss?**

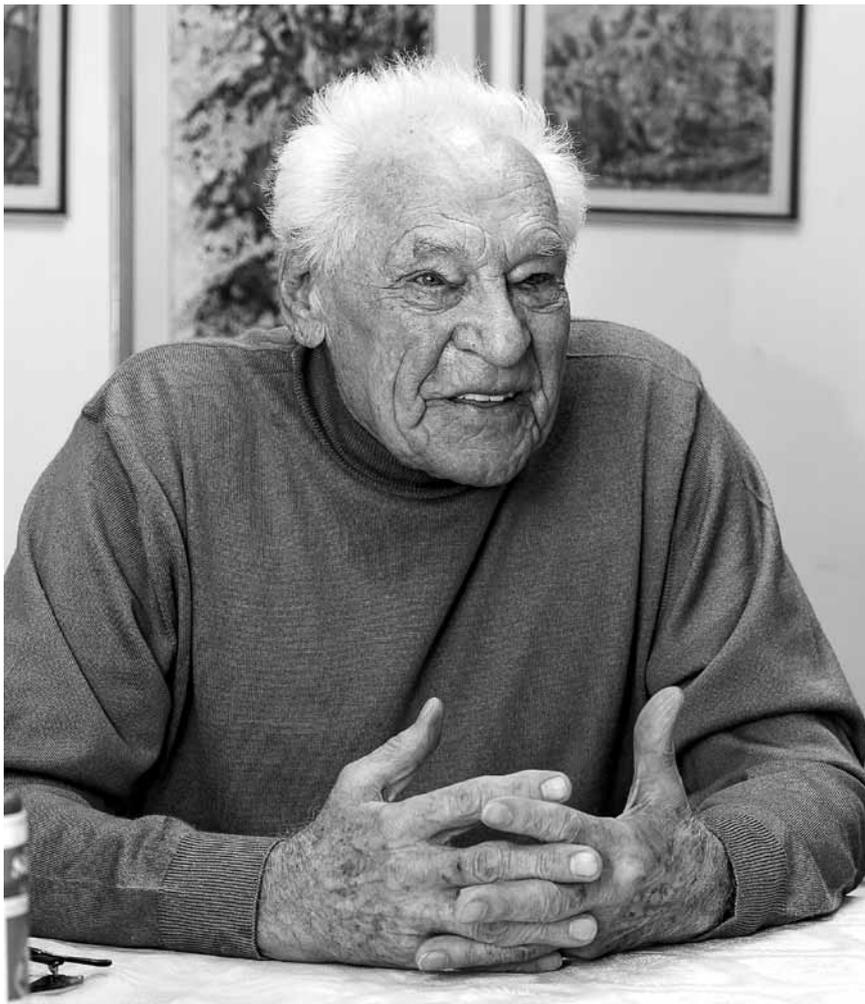
Ich habe den Hitler gesehen, wie er nach Wien gekommen ist. Wenn ich

nur eine Handgranate gehabt hätte. Ich hätte versucht, ihn umzubringen. Aber du hast nichts gehabt, es war keine Organisation, nichts, nichts. Vielleicht waren da ein paar Kommunisten, sonst nichts.

Eines Tages sehe ich bei mir zu Hause einen Brief, sehr schön von meinem Vater in Kurrentschrift geschrieben. Da schreibt er an den Führer, man soll mich aufnehmen in die HJ, wenn ich 14 bin. Und wie ich das gelesen habe, habe ich gedacht: Jetzt muss ich von hier weg. Ich habe einen Onkel in der Tschechoslowakei. Ich habe mich in der Früh schon so angezogen, weiße Stutzen und Haferlschuhe, und meine Mutter hat mir Geld gegeben, damit ich hinuntergehe und Milch kaufe. Ich bin aber zur Donaubrücke, wo die Bahn Richtung Brünn fährt, und bin dort eingestiegen. Ich habe kein Geld für die Fahrt gehabt. Jetzt habe ich mich so hingesezt, als wäre ich eingeschlafen und bin schwarz bis an die Grenze gefahren. Dort bin ich ausgestiegen und in die Richtung, in die der Zug fährt, durch den Wald am Gleis entlang gegangen. Da war dann ein Tunnel und ich hatte ein schlechtes Gefühl und bin über den Berg gegangen. Einen Nachteil hatte ich durch den nichtjüdischen Vater, ich war blond und hatte blaue Augen, und die Stutzen und so. Tatsächlich hielt mich einer auf: Wie sind Sie rüber? Er dachte, ich bin ein deutscher Spion. Da hab ich ihm alles erklärt.

#### **Und sind Sie dann in Brünn geblieben?**

Ich habe von meiner Mutter erfahren, dass man von Wien nach Palästina kommen kann. Da bin nach zwei, drei Wochen zurück. An der Grenze habe ich mir gedacht, es ist sicher kürzer, durch den Tunnel zu gehen. Ich hab auf jeden Fall in beide Hände Sand genommen und habe mir gedacht: Falls da hinten jemand steht und hervorkommt, hau ich ihm den Sand ins Gesicht und renne. Wenn er mir nachschießt und mich trifft, hat er Glück gehabt und ich Pech, aber das wird



„Einen Nachteil hatte ich durch den nichtjüdischen Vater, ich war blond und hatte blaue Augen.“

nicht sein. So bin ich sicher durchgekommen, bis zur Haltestelle dort von der Bahn und habe Karten gekauft, bin eingestiegen und nach Wien gefahren. Ich weiß nicht, warum nicht viele, viele Menschen geflüchtet sind. Viele haben sich nicht getraut, viele haben erzählt bekommen von anderen, die angeblich auf der Flucht ausgeraubt wurden.

#### **Aber wie ist es dann weitergegangen?**

Ich ging in Wien aufs Palästina-Amt, wo man mich befragt hat. Mein Cousin ist mitgekommen. Da er wusste, dass ich nicht sehr viel vom Judentum weiß, hat er versucht, mir alles zu erklären, Gebräuche und Inhalte und Feste, alles Mögliche. Modernen Zionismus habe ich selber gewusst. Und ich komme dann dort rein und der Mann aus Israel fragt, ob ich ihm sagen kann, was der Völkerbund ist? Da habe ich geantwortet: Ja, das ist eine Organisation, die zusammenkommt, um die nächste Sitzung zu beschließen, mehr machen die nicht. Da hat er gesagt: Du fährst.

#### **Dann kamen Sie nach Palästina, waren 14, 15 Jahre alt, was geschah dort?**

Da war die Situation noch ganz gut. In Palästina habe ich mit Arabern gearbeitet. Man spricht mit Leuten, dann waren wir nach einer gewissen Zeit befreundet. Und eines Tages kommt einer zu mir und sagt: Wir bereiten uns vor, nach dem Krieg werden wir alle Juden verjagen. Da habe ich gesagt: Da verrätst du mir nichts Neues. Ich kann dir aber sagen, die Juden bereiten sich auch vor zu kämpfen, wenn es drauf ankommt. Aber das Land gehört nicht den Juden, die Engländer beherrschen das Land, und wenn wir zusammen kämpfen gegen die Engländer, dann gibt es vielleicht den gemeinsamen Staat. Das war damals meine Idee als Kommunist. Dazu ist es nie gekommen, diese Überlegung gab es ganz einfach nicht. Kein Mensch weiß, dass der Mufti von Jerusalem zum Hitler gefahren ist. Kein Mensch weiß, dass der die erste SS aufgestellt hat, muslimische SS.

#### **Dann war der Krieg vorbei. Hatten Sie Kontakt zu Ihren Eltern? Und wann haben Sie beschlossen, nach Wien zurückzugehen?**

Ich fuhr sofort nach dem Krieg. Die Eltern waren ein Grund. Der zweite Grund waren die Russen; ich war Kommunist und habe mir gedacht, vielleicht kann man ein paar von den Nazis aufhängen, aber das war leider nicht möglich.

#### **Wie war das, 1947 nach Wien zurückzukommen?**

Nach dem Krieg eines Tages, ich war bei meinen Eltern, bin raufgekommen zu ihnen, ist der Onkel da, der Nazi war. Der hat früher am Ötscher das Schutzhaus gehabt, und das war ein Treffpunkt der Nazis schon damals. Und ich komme dort rauf, sagt er: Jö Kurti, ich bin's, dein Onkel. Er kommt auf mich zu. Und ich sag: Schleich dich da raus, und wenn du noch einmal hierherkommst, bringe ich dich um. Und dann ist er gegangen.

Ich habe in einem Kabelwerk gearbeitet in der sowjetischen Zone. Dort haben die aus mir einen Kulturreferenten gemacht. Und das war auch eine schöne Arbeit, ich hatte einen Chor, eine Boxstaffel, Fußball... Jetzt existiert das nicht mehr. Die Russen haben es wahnsinnig gern gehabt – überall Plakate und Losungen, und Musik muss sein. Die Arbeiter haben das aber nicht ausgehalten, wenn du 24 Stunden lang Kampfmusik hörst und nicht kämpfst. Und da hab ich dann auch andere Schallplatten aufgelegt. Wenn ich dann durchgegangen bin durch die Hallen, haben mir alle freundlich zugewinkt.

#### **Wie lange haben Sie das dann gemacht?**

Ich hatte immer wieder Differenzen mit der Partei. Und dann haben die einmal gesagt, sie müssen mich kündigen. Da sage ich: Das habe ich eh gewusst, ihr könnt ja keinen Verräter, der nach einem Parlament schreit, in der Partei lassen. Aber in der Partei wollten sie mich nicht ausschließen. Nicht einmal, wie 1967 der Sechstagekrieg begonnen hat.

#### **Und wie ging es dann weiter?**

Dann habe ich den Kontakt gesucht zu Antifaschisten. Da war der Paul Grosz (Präsident der Kultusgemeinde 1987–1998), und wir haben angefangen zu reden und waren seit damals eigentlich gute Freunde.

#### **Paul Grosz war ja einer von denen, die sich nach dem Krieg als Gruppe zusammengeschlossen haben, um die jüdische Gemeinde zu beschützen und auch sonstige politische Aktionen zu setzen.**

Das habe ich auch gehört (schmunzelt).

#### **Diese Gruppe und deren Aktivitäten sind ja inzwischen ein Stück Zeitgeschichte. Können Sie darüber ein bisschen erzählen?**

Ich habe überlegt, gewisse Sachen könnte man schreiben. Wir haben Demonstrationen gemacht, das war damals mit den Sozialdemokraten, mit den Sozialisten, da waren es viele, viele Menschen. Auch bei den Demonstrationen gegen den Nazi-Professor Boro-dajkewycz haben wir ordentlich mitgemischt. Da ist es schon hoch hergegangen. Und dann haben wir noch alle möglichen anderen Aktionen gemacht.

Aber mehr will ich nicht darüber reden, weil das ist keine österreichische Angelegenheit, solche Gruppen gab es überall.

#### **Hat da auch Simon Wiesenthal eine Rolle gespielt in dieser Gruppe?**

Ich habe den Wiesenthal sehr verehrt. Wiesenthal hat andere Ansichten gehabt und gesagt: Man soll die Österreicher in ihrem eigenen Interesse zwingen, dass sie ihre Verbrecher aburteilen. Und das wäre ja auch das Richtige gewesen, was aber leider nicht stattfand. Es ist kein einziger da verurteilt worden von Richtern, die nicht nur gegen Juden waren. Das waren Richter, die haben einen Österreicher, der nach Hause gegangen ist, am Tag vor dem Ende des Kriegs, den haben die aufhängen lassen. Ihre eigenen Leute. Und da hat man später nichts gemacht. nu

„Mein Vater war jedenfalls während des Krieges sehr anständig, hat dafür gesorgt, dass meiner Mutter nichts passiert. Seine ganze Familie hat nicht mit ihm gesprochen, weil er eine Jüdin geheiratet hat.“

# „Irgendwann wird keiner von uns mehr da sein“

**Otto Deutsch kam als Zehnjähriger mit einem Kindertransport nach England und blieb dort. Für NU erinnert er sich an seine im Holocaust verlorene Familie und an das Wien der späten dreißiger Jahre.**

VON AXEL REISERER, LONDON

Otto Deutsch hat die Vergangenheit nie vergessen. „Es ist seltsam. Ich kann mich nicht erinnern, was vor zwei Wochen geschehen ist. Aber die Ereignisse von 1938 sind mir vollkommen lebendig und in allen Einzelheiten präsent“, sagt der geborene Wiener, der im Alter von zehn Jahren mit einem Kindertransport nach Großbritannien kam und bis heute in Southend-on-Sea lebt, einem etwa 60 Kilometer von London entfernten Ort an der Themsemündung.

Die Jahre, die sich in Ottos Gedächtnis eingebrannt haben, sind die späten 1930er. Damals wurde die Welt der Familie Deutsch ebenso rasch wie

grausam zerstört. „Wir waren arm, aber ich war glücklich“, erinnert sich der im Juli 1928 geborene Otto. „Zimmer, Küche, Kabinett, Klo und Wasser auf dem Gang. Mich hat das nicht gestört. Was braucht ein Zehnjähriger mehr als die Liebe seiner Familie?“

## **Die Juden des 10. Bezirks**

Vater Viktor Deutsch war in der Weltwirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit meist arbeitslos, „aber er war geschickt mit seinen Händen“ und bemühte sich, die Familie mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser zu halten. Otto hat eine sieben Jahre alte

Otto Deutsch (links) mit seinem Cousin Alfred Kessler

© MARION TRESTLER



Schwester, Adele, die davon träumt, Sängerin zu werden. „Jetzt schreit sie schon wieder“, sagte ich, wenn sie zu singen anfing“, erinnert sich Otto. „So ein gemeiner Bruder war ich.“

Die Familie Deutsch gehörte zu den wenigen Juden im 10. Wiener Gemeindebezirk Favoriten, wo Otto im Haus Buchengasse 84, Tür 15, aufwuchs. Die Familie verstand sich als jüdisch, ohne dass die Religion und ihre Gesetze eine besondere Rolle spielten. „Unsere Nachbarn waren katholisch, wir waren jüdisch, wen kümmerte das schon? Im Gegenteil, wir hatten das Beste aus beiden Welten: Der Nachbarsjunge Kurt kam zu uns zur Chanukka-Feier, und ich war eingeladen, wenn bei ihnen die Christbaumkerzen angezündet wurden.“

Während ihm die Schule eine lästige Pflicht war („Ich war kein besonders guter Schüler“), spielte Otto jeden Nachmittag im benachbarten Arthaberpark mit Leidenschaft Fußball: „Ich war ein sehr guter Torhüter und sogar Kapitän unserer Mannschaft.“ Auf einmal aber gingen seine Kameraden auf Distanz: „Ich wurde nicht mehr eingeladen, und niemand wollte mehr zu mir nach Hause kommen.“

Otto war es ein Rätsel, was geschehen war. Dann hörte er die Jungen tuscheln, dass der eine Vater und dann der nächste und dann wieder einer „der Partei“ beigetreten sei. „Die Partei“ bedeutet damals nur eines – die offiziell zu diesem Zeitpunkt in Österreich noch verbotene Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, die seit Jänner 1933 in Deutschland an der Macht war und eine rassistische Diktatur durchgesetzt hatte. „Und dann hörte ich natürlich das Unvermeidliche – das Wort Jude.“

Vom Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland und der dramatischen letzten Ansprache von Bundeskanzler Kurt Schuschnigg am 11. März 1938 („Gott schütze Österreich“) erfährt das Haus in der Buchengasse, auch die Nazis unter den Bewohnern, ausgerechnet in der Wohnung des Juden

Viktor Deutsch. „Mein Vater hatte einen Empfänger mit Lautsprecher gebastelt, und da dröhnte nun ernste Musik, und alle Augenblicke kündigte ein Sprecher ‚eine sehr wichtige Mitteilung‘ an.“ Nachdem Schuschnigg gesprochen hatte, ertönte zum letzten Mal die österreichische Hymne. „Dann gab es einen Stromausfall, und als das Radio wieder auf Sendung ging, war aus Radio Wien mit einem Schlag der Reichssender Wien geworden.“ Von der Straße ertönten Jubel und Musik.

### „Juda verrecke!“

Der nächste Tag war ein Samstag und die Juden des 10. Bezirks versammelten sich zum Sabbat-Gebet. Zehn männliche Juden müssen dafür zusammenkommen. „Mein Vater sagte, ich solle mitkommen. Meine Mutter war dagegen. Ich ging“, erinnert sich Otto. Doch die bisherigen Mitbürger hatten sich vollkommen verändert: Es begann mit feindseligen Blicken, dann wurde laut „Jude, Jude“ gerufen und als schließlich der Ruf „Juda verrecke!“ ertönte, befahl Vater Deutsch seinem Sohn, sofort nach Hause zurückzukehren.

Von da an wurden die Juden in Österreich, wie zuvor in Deutschland, systematisch ihrer Rechte und danach ihres Eigentums beraubt, ehe noch Schlimmeres folgen sollte. „Am Parkeingang stand nun ‚Kein Zutritt für Juden‘“, nach der sogenannten „Reichskristallnacht“ sah der damals Zehnjährige, wie der Wiener Mob unter lautem Jubel Juden zum Straßenwaschen zwang, doch noch größer war der Schock bei der Heimkehr: Sein Vater war von einem Kommando der Hitlerjugend festgenommen worden, und angeführt hatte die Truppe der Nachbar. Die beiden Männer waren einst im Schützengraben des Ersten Weltkriegs nebeneinander gelegen, und Otto erinnert sich: „Ich nannte ihn Onkel Kurt.“

Otto sollte seinen Vater nie wieder sehen. Dass er selbst überlebte, hat er seiner Mutter zu verdanken, denn

sie schaffte es, ihn im Juni 1939 mit einem Kindertransport nach Großbritannien in Sicherheit zu bringen. Mit dabei war sein Cousin Alfred, der wie Otto im Fluchtland geblieben ist. „Der Abschied am alten Westbahnhof hat sich mir für immer eingegraben. Wir durften nicht weinen, also drehte sich meine Mutter weg. Ich hoffte damals, meine Familie würde nachkommen.“

Doch dazu kam es nicht. Schwester Adele war für den Kindertransport bereits zu alt. Ihre Spur verliert sich gemeinsam mit den Eltern im Lager Maly Trostinec südlich von Minsk, wo die Nazis zwischen 1942 und 1943 nach Berechnungen des Historikers Christian Gerlach 60.000 Juden ermordeten. Einer der ersten Transporte nach Maly Trostinec kam aus Wien. Wie Otto heute weiß, waren seine Eltern und seine Schwester in diesem Transport.

Otto hat das Geschehene nie verwunden. „Warum meine wunderschöne Schwester, warum nicht ich?“, quälte ihn Fragen, auf die es keine Antworten gibt. „Ich kann nur hoffen, dass sie nicht allzu lange leiden mussten“, sagt er über seine Eltern. Otto bereiste vor wenigen Jahren dank des österreichischen Gedenkdienstes die Erinnerungsstätte in Weißrussland. Frieden hat er dennoch nicht gefunden. „Ich bete weiter jeden Abend für ihren Seelenfrieden.“

Unermüdlich erinnert Otto in Schulen und öffentlichen Auftritten an den Holocaust, in Großbritannien und auch in Österreich. Jemand hat ihm einmal vorgehalten, er habe den Holocaust zu seinem Lebensinhalt gemacht. Das war gemein gemeint, aber Otto hat es nicht so verstanden. Sein Leben ist heute tatsächlich dem Gedenken gewidmet. Dank seiner leben die Opfer weiter. Doch die Zeit steht nicht still: „Irgendwann wird keiner von uns mehr da sein.“

### Elternhaus in der Buchengasse

In Österreich war Otto auch in der Aktion „Letters to the Stars“ engagiert und wurde in der Wiener Hofburg von

„Unsere Nachbarn waren katholisch, wir waren jüdisch, wen kümmerte das schon? Im Gegenteil, wir hatten das Beste aus beiden Welten: Der Nachbarsjunge Kurt kam zu uns zur Chanukka-Feier, und ich war eingeladen, wenn bei ihnen die Christbaumkerzen angezündet wurden.“

Bundespräsident Heinz Fischer („ein sehr netter Mann“) empfangen. Er war eng mit der im Vorjahr verstorbenen, aus Wien stammenden Anthropologin Scarlett Epstein befreundet, die er damals kennenlernte. Selbst ihr spröder Charakter war ihm nicht gewachsen. In Wien besuchte Otto auch sein Elternhaus in der Buchengasse. Eine Familie aus dem ehemaligen Jugoslawien wohnte in der alten Wohnung der Deutschs. „Sie haben es sicher auch nicht leicht gehabt, da wollte ich nicht stören und habe mich davongestohlen.“

Otto hat nie erwogen, nach Österreich zurückzukehren. Wie er als Zehnjähriger in einem fremden Land mit einer fremden Sprache unter fremden Menschen zurechtkam, das kann er heute selbst nicht beantworten. Vielleicht war es – bei ihm und tausenden anderen ebenso – der reine Überlebensinstinkt des Kindes. Einen wesentlichen Anteil hatte aber mit Sicherheit seine Gastfamilie, die Fergusons, bei denen er aufwuchs und die ihn behandelten, „als wäre ich ihr eigenes Kind“.

Otto machte keine große Karriere in Großbritannien. Er nahm Gelegenheitsarbeiten an, und wenn manchmal das Geld knapp war, dann hatte er kein Dach zum Übernachten. Was er aber immer im Übermaß hatte, war Charme. Er war kein Wissenschaftler, kein Unternehmer und kein Künstler. Otto war und ist ein „Mensch“ im jiddischen Sinne.

In späteren Jahren organisierte er Bustouren, mit denen er ausgelaugte Briten in das wieder aufblühende Europa führte. Österreich stand da – trotz alledem – ganz oben auf der Liste. „Ein Stück meines Herzens ist für immer in Wien geblieben.“ Otto ist kein Mensch, der hassen kann. Aber er ist auch keiner, der vergessen kann. „Die Zeit heilt keine Wunden“, sagt Otto, während er in Southend-on-Sea auf einer Parkbank sitzt, auf die Enten im Teich blickt und die ersten Sonnenstrahlen des Frühlings genießt. 88 Jahre wird er im Juli, und in den letzten Jahren hat ihm das Alter merkbar zugesetzt. Auch die Gesundheit lässt immer mehr zu wünschen übrig. Erst das Herz, dann die Beine, zuletzt die Augen. Er hört nicht mehr sehr gut, und die Aufmerksamkeit lässt schnell nach. Kleine



**Otto Deutsch mit Schwester Adele und Mutter**

Freuden hellen den Alltag auf. Immer noch funkeln seine Augen, und weiter sitzt ihm der Schalk im Nacken. Der ist eben auch schon ein bisschen alt geworden. Seit Jahren spricht er davon, dass es nun Zeit für ein Altersheim sei. Er wird den Schritt niemals machen. Eine eigene Familie hat der Mann, dem Familie so wichtig ist, nie gegründet.

Solange er noch kann, geht er jeden Samstag in die Synagoge, betet und gedenkt der Seinen. Denn solange er ihr Andenken bewahren kann, solange

leben sie fort. Danach sitzt man beisammen in der Gemeinde, die längst sein Zuhause geworden ist, und gerne gestattet er sich da ein Bacon Sandwich, auch wenn das gegen alle religiösen Speisegebote ist. „Wenn ich mir einen Traum erfüllen könnte, dann wäre das koscherer Leberkäse.“

Otto war einmal ein fröhlicher Lausbub. Heute ist ein alter weiser Jude, der mit seinem Gott seine eigenen Vereinbarungen getroffen hat. Selbst der Allmächtige muss schließlich nicht immer alles wissen. nu

# Als Einstein auf dem Kahlenberg spazieren ging

**Eine Gruppe von Intellektuellen, Frauen und Männer, traf sich von 1924 bis 1936 regelmäßig unter der Leitung von Moritz Schlick in Wien und bildete den Wiener Kreis.**

VON ANNA MARIA SIGMUND

Das Wetter am 14. Jänner 1921 war trüb, die Temperaturen lagen nur wenig über null Grad, abwechselnd regnete oder schneite es, dazu blies ein starker Westwind. Unter den wenigen, die dem schlechten Wetter trotzten und die Zahnradbahn nahmen, die sie von Nussdorf auf den Kahlenberg brachte, befanden sich vier Wissenschaftler jüdischer Herkunft, darunter niemand Geringerer als Albert Einstein. Sein Kollege Philipp Frank hatte ihn zu dem Ausflug überredet und auch gleich zwei Bewunderer des großen Physikers mitgebracht, den Mathematiker Hans Hahn und den Sozialwissenschaftler Otto Neurath.

Einstein hielt sich damals im Zuge einer Vortragsreise in Wien auf. Seit die Royal Society in London den experimentellen Nachweis, dass Licht durch Gravitation abgelenkt wird, anerkannt hatte, war er eine Berühmtheit. Als dann die *Times* die Revolution in der Wissenschaft als „Neue Theorie des

**Kurt Gödel und  
Albert Einstein**

© RICHARD ARENS



Universums“ öffentlich pries, erhielt das Genie eine Flut von Einladungen aus aller Welt. Klerikale und Konservative lehnten Einstein vehement ab, wobei man bei der abfälligen Kritik an seiner Theorie auch nicht vor antisemitischen Seitenhieben auf den jüdischen Gelehrten zurückschreckte.

In sozialdemokratischen Kreisen jedoch wurde die Relativitätstheorie mit ihrer revolutionären Sprengkraft als rationale Erklärung der Welt begeistert aufgenommen. Es war daher auch das Wiener Volksbildungshaus Urania, das den „Reisenden in Sachen Relativitätstheorie“ eingeladen hatte. Für ein mageres Honorar von umgerechnet 45 US-Dollar – von der Universität Princeton verlangte er für eine Vortragsreihe 15.000 US-Dollar – erläuterte der berühmteste Physiker seiner Zeit vor 3000 Personen im Konzerthaus seine Theorie in allgemein verständlicher Form.

## Wechselwirkungen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften

Während des Spaziergangs auf dem Kahlenberg, bei eisig kaltem Wind, drehten sich die Gespräche der Wanderer um die Wechselwirkungen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften. Hans Hahn und Otto Neurath erzählten voll Nostalgie von ihren Kaffeehausrunden vor dem Ersten Weltkrieg, in denen sie nächtelang über Wissenschaftsphilosophie diskutiert hatten. Diese Tradition wollte man wieder beleben. Am liebsten mit einem Universitätsphilosophen. Aber mit wem?

Es war der berühmte Gast, der den Norddeutschen Moritz Schlick, Physiker und Philosoph, ins Spiel brachte. Schlick hatte 1917 das Werk *Raum und Zeit* geschrieben und galt als „Evangelist der Relativitätstheorie“. Tatsächlich war er einer der ersten, der die philo-

sophische Bedeutung von Einsteins Erkenntnissen verstanden und sie zu einer Zeit verteidigt hatte, als sie noch heiß umstritten waren. Einstein reagierte begeistert: „Ihre Darlegung ist von unübertrefflicher Klarheit ... Sie haben den Stier bei den Hörnern gepackt ... Wer Ihre Darlegung nicht versteht, ist überhaupt nicht fähig, einen derartigen Gedankengang aufzufassen.“ In der Folge verwendete sich Einstein für Schlick, der schließlich eine Berufung an die Universität Wien auf den Lehrstuhl für Philosophie erhielt.

Schlicks Vorlesungen, geprägt vom Weltbild Einsteins, wurden gestürmt: „Sie fanden in einem riesigen, dicht gefüllten Hörsaal statt. Man konnte sich glücklich schätzen, wenn man nicht mit dem Fensterbrett Genüge finden musste“, berichtete ein Zeitgenosse. Auf Wunsch der Studierenden gründete Moritz Schlick 1924 gemeinsam mit den Freunden vom Kahlenberg den „Schlick-Zirkel“. Es war dies eine Gesprächsrunde, die sich jeden zweiten Donnerstagabend in der Boltzmann-gasse traf, um die Grundlagen der Wissenschaft zu diskutieren. Neben dem Mathematiker Hans Hahn war auch Otto Neurath, der die kurzlebige bayerische Räterepublik in München unterstützt und als politischer Gefangener in seine Heimatstadt Wien abgeschoben worden war, wieder mit von der Partie.

Der „Wiener Kreis“ propagierte eine rein wissenschaftliche Weltauffassung, aufgebaut auf Logik und Erfahrung, und distanzierte sich scharf von jeglicher Metaphysik – ganz im Sinne von Ernst Mach und Ludwig Boltzmann, die als Urväter des „Kreises“ galten, deren Saat jedoch erst nach ihrem Tod in der darauffolgenden Generation aufgegangen war. So hatte der weltberühmte Experimentalphysiker Mach, Erforscher der Schockwellen, gemeint: „Meine Lebensaufgabe ist es, der Philosophie von Seiten der Naturwissenschaften entgegenzukommen.“ Er wollte den Dingen auf den Grund gehen und fand, dass die Dinge keinen Grund haben: „Das Ding an sich existiert nicht.“ Und auch sein ebenfalls weltberühmter Kollege Boltzmann, Begründer der Wärmelehre, hatte einen erbitterten Kreuzzug gegen die Metaphysik geführt: „Die Metaphysik ... ist wie der Brechreiz bei Migräne, der etwas auswürgen will, wo nichts ist.“



© INSTITUT WIENER KREIS

Eingangstür zum Wiener Kreis

# Als Schlick im Juni 1936 auf der Philosophenstiege der Wiener Universität erschossen wurde, schrieben die Zeitungen: „Auf christliche Lehrstühle gehören christliche Philosophen!“

## Offene Gesellschaft

Der „Kreis“ traf sich alle zwei Wochen und war eine offene Gesellschaft – Schlick lud ohne Ansehen des akademischen Grades ein. Auch Olga Neurath, die mit 22 Jahren erblindete und trotzdem als eine der ersten Frauen ein Doktorat erworben hatte, gehörte dazu. Nur den begabten jungen Philosophen Karl Popper lehnte Schlick aus persönlichen Gründen ab. Die ca. 20 Mitglieder des „Kreises“, davon mehr als die Hälfte jüdischer Herkunft, darunter Rudolf Carnap und das mathematische „Wunderkind“ Karl Menger, diskutierten und stritten. Alle grenzten sich ab gegen die Philosophie als eine Lehre von der Welt, die beansprucht, gleichberechtigt neben den einzelnen Fachwissenschaften zu stehen: „Philosophie treiben, heißt nur: Sätze der Fachwissenschaft kritisch danach prüfen, ob sie nicht Scheinsätze sind“, schrieb Hans Hahn.

Drei Jahre lang versuchten Moritz Schlick und seine Mitstreiter vergeblich, Kontakt mit Ludwig Wittgenstein aufzunehmen. Dieser, ein Sohn aus einer der reichsten jüdischen Unternehmerdynastien der Monarchie, hatte sich anfangs zum Ingenieur ausbilden lassen, sich aber bald der Philosophie zugewandt und in Cambridge Logik studiert. Als Frontoffizier der k. u. k. Armee schrieb er während des Ersten Weltkriegs im Schützengraben eine logisch-philosophische Abhandlung, den *Tractatus logico-philosophicus*, der zu den wichtigsten Texten des 20. Jahrhunderts zählt.

Mitte der zwanziger Jahre jedoch, als Schlick immer wieder beharrlich seine Bekanntschaft zu machen suchte, lebte Wittgenstein, der sein riesiges Erbe verschenkt hatte, zurückgezogen als völlig unbekannter Volksschullehrer in einem niederösterreichischen Dorf. Erst als er 1928 den Schuldienst quittierte, empfing er den „Wiener Kreis“, dem er selbst nie angehören sollte, auf den er jedoch, wie Albert Einstein und Bertrand Russell, enormen Einfluss ausübte – und der ihn selbst wieder zur Philosophie zurückführte.

1929 – Österreich steckte tief in der Wirtschaftskrise – publizierte der „Wiener Kreis“ sein Manifest, in dem er lauthals verkündete, „den theologischen und metaphysischen Schutt der Jahrtausende“ aus dem Weg zu räumen. Dies trug nichts zum Renommee des Zirkels im reaktionär-klerikalen Österreich bei. Galt er doch als „links“, als „jüdisch“, als „judenfreundlich“. Die Mehrheit der Hochschülerschaft war nationalsozialistisch, obwohl die Partei verboten war. Auch in der Professorschenschaft gab es geheime Netzwerke, die alles „Ungerade“, vor allem „Jüdische“ verhinderten. Viele aus dem „Kreis“ nahmen an den erbitterten politischen Auseinandersetzungen teil.

## Das stillste Mitglied und die größte Umwälzung

Doch es war ausgerechnet das stillste und jüngste Mitglied des Kreises, das die größte Umwälzung auslöste: der junge Logiker Kurt Gödel. Er war in Brünn geboren, stammte aus wohlhabendem Haus und studierte Mathematik in Wien. Später lehrte er an der Universität Wien als Privatdozent, wofür er im Halbjahr zwei Schilling neunzig bekam – ein Arbeitsloser erhielt damals vierzig Schilling pro Woche. Gödels Unvollständigkeitssatz wurde zur bedeutsamsten mathematischen Erkenntnis des 20. Jahrhunderts. Er zeigte, dass nicht bewiesen werden kann, dass die Mathematik widerspruchsfrei ist: Die Mathematik ist unausschöpflich, sie kann auch durch Computerprogramme nicht ausgeschöpft werden. Dies war ein entscheidender Schritt in der jahrtausendealten Geschichte der Logik. Zur Zeit Gödels gab es noch keine Computer, diese entstanden erst rund fünfzehn Jahre später. Aber von seinen logischen Untersuchungen führt eine direkte Linie zu den Computerprogrammen, die heute unser Leben beherrschen. Gödel gilt daher als der größte Logiker seit Aristoteles. Das Magazin *Time* reihte ihn daher unter die wichtigsten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts.

1933 wurde Gödel als Gastforscher

an die renommierte amerikanische Universität Princeton berufen, wo er Seite an Seite mit Einstein wirkte. Als er 1934 nach Wien zurückkehrte, kam er in ein vom Bürgerkrieg zerrissenes Land. Auch der „Wiener Kreis“ bekam die politischen Verhältnisse voll zu spüren. Als der Druck aus NS-Deutschland auf Österreich immer größer wurde, ging mit Moritz Schlick eine Veränderung vor sich. Ein Zeitgenosse schrieb: „Es war traurig, wie Schlicks ruhige Heiterkeit verschwand. Er sagte, dass nach seiner Meinung Hitler den Untergang ... bedeute.“ Als Schlick im Juni 1936 auf der Philosophenstiege der Wiener Universität von seinem ehemaligen Studenten Hans Nelböck erschossen wurde, schrieben die Zeitungen: „Auf christliche Lehrstühle gehören christliche Philosophen!“ Schlick, dieser „Liebling der Juden“, sei selbst schuld an seinem Schicksal. Er habe keine absoluten Werte anerkannt, Dr. Nelböck, zu recht empört, hätte keinen anderen Weg gesehen, als ihn zu töten.

Mit Schlicks Tod endeten die Zusammenkünfte. Mit Ausnahme von Victor Kraft verließen alle Mitglieder, Sympathisanten und Mentoren das Land, viele noch vor dem Einmarsch Hitlers. Einstein lebte bereits in Princeton, Wittgenstein wurde Professor in Cambridge. Neurath emigrierte, wie Carnap, Feigl, Zilsel, Rose Rand und die Mehrzahl der Mitglieder, in die USA. Karl Popper ging nach Neuseeland. Als letzter verließ Gödel Österreich und reiste in einer wahren Odyssee um die Welt, um sich schließlich in Princeton niederzulassen.

Der Wiener Kreis hatte sich aufgelöst; er sollte auch nach dem Krieg nicht mehr neu entstehen. Doch er wirkte international weiter und ist aus der Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts nicht wegzudenken. Und über allen thronte in absentia Albert Einstein, das verehrte Vorbild. nu

Im Zusammenhang mit den Feiern zum 650-Jahr-Jubiläum der Universität Wien wird im Hauptgebäude bis Ende Oktober die Ausstellung „Der Wiener Kreis. Exaktes Denken am Rande des Untergangs“ präsentiert.

# Die Normalität des Guten

## Über die Rettung der bulgarischen Juden während des Zweiten Weltkrieges.

VON VLADIMIR DANOVSKY

Am 10. März 1943 standen in Bulgarien an mehreren Bahnhöfen Züge bereit – um Juden nach Polen in die Todeslager zu transportieren. Wenige Stunden vor der planmäßigen Abfahrt erreichte die Zuständigen ein Telefonanruf, der den Deportationsbefehl aufhob. Am Apparat soll, nach nie endgültig bestätigten Berichten, der bulgarische Zar Boris III. gewesen sein.

Auch zwei weitere Deportationsvorhaben, im Mai und August 1943, scheiterten. Letztendlich wurden alle in Alt-Bulgarien (Bulgarien in den heutigen Grenzen) lebenden fünfzigtausend Juden gerettet.

Diesem singulären historischen Ereignis – der Rettung der bulgarischen Juden – liegt eine bemerkenswerte Anzahl individueller Aktivitäten zugrunde. Einige davon: Der Erzbischof von Sofia hatte allen Juden die sofortige Taufe angeboten und Mitglieder der jüdischen Gemeinde in seinem Haus aufgenommen. Der Erzbischof von Plowdiw war über den Zaun eines Schulhofs geklettert, in dem die Juden seiner Stadt versammelt waren, und hatte der Regierung mitteilen lassen, sie solle ihn mitdeportieren. Der stellvertretende Parlamentsvorsitzende Dimitar Peshev (später „bulgarischer Schindler“ genannt) hatte gegen die vorgesehene Deportation Unterschriften eines Drittels der Regierungsmehrheit gesammelt.



Zar Boris III. von Bulgarien im Jahr 1929 bei einem Besuch in Berlin

Die Liste der mutigen Taten lässt sich um ein Vielfaches erweitern. Verschiedene Organisationen und viele einfache Bürger hatten bereits zuvor gegen die antisemitische Gesetzgebung und die daraus resultierende Diskriminierung der Juden protestiert. Sie alle waren nicht miteinander vernetzt, es war kein organisierter Widerstand. Alle setzten sich spontan und auf unterschiedliche Art und Weise für jüdische Freunde, Kollegen, Nachbarn, Mitmenschen ein. Es zeigte sich – ein äußerst seltener Fall – die Normalität des Guten.

### „Stille Helden“

Das „bulgarische Wunder“ ist bis heute erstaunlich unbekannt. Man kann dies der Überfülle an Informationen über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust zuschreiben. Doch scheint es noch tiefere Gründe dafür zu geben, die in unserem Umgang mit Geschichte liegen.

Es bedurfte der ausgefeilten Hollywood-Marketing-Maschinerie, um Mitte der 1990er Jahre durch den Film *Schindlers Liste* einen Mann weltbekannt zu machen, der viele Juden vor den Vernichtungslagern bewahrt hatte. Der schwedische Diplomat Raul Wallenberg, der in Ungarn Zehntausende rettete, ist bis heute nur Eingeweihten ein Begriff. Und noch bis vor kurzem wusste kaum jemand von den muslimischen albanischen Bauern, die aus Jugoslawien geflüchtete Juden versteckt hatten.

„Stille Helden“ heißt eine Gedenkstätte in Berlin, die dem deutschen Widerstand während der Nazi-Zeit gewidmet ist. „Die Stimme der Wahrheit ist leise“, schrieb bereits 1938 Jo-

Es fällt äußerst schwer, die Ambivalenz der menschlichen Natur und des menschlichen Handelns zu akzeptieren. Im Grunde wollen wir, dass alles so bleibt, wie in den Märchen: das Gute und das Böse messerscharf getrennt – und wir immer auf der richtigen Seite.

seph Roth in einem Artikel über den „Lautsprecher des Bösen“, Joseph Goebbels. Die Helden bleiben tatsächlich, auch im Nachhinein, leise. Sie alle können in punkto Bekanntheitsgrad niemals mit Himmler, Heydrich oder Eichmann, geschweige denn mit Hitler, Göring und Goebbels mithalten. Das Gute hat schlichtweg einen geringeren Marktwert. Hinzu kommt, dass in Westeuropa Geschichten mit positivem Ausgang wie *Schindlers Liste* unter dem Generalverdacht der Sentimentalität und der Verlogenheit stehen und nur der düstere Blick als wahrhaftig gilt.

In Bulgarien hingegen ist die Rettung der Juden ein Nationalheiligtum, moralischer Rettungsanker in bösen Zeiten, identitätsstiftendes Symbol des Guten. Allerdings hat auch dort der strahlende Leuchtturm, genannt Rettung, einen langen Schatten, und dieser verbirgt sich im Begriff Alt-Bulgarien.

### Das Gute und das Böse in einem Bett

Nazi-Deutschland hatte nach der Besetzung von Griechenland und Jugoslawien die Gebiete des ägäischen Thrakien und des jugoslawischen Makedonien unter die Verwaltung des verbündeten Bulgariens gestellt. Die Juden in diesen neuen Gebieten – es waren mehr als elftausend – wurden deportiert. An der Grenze wurden sie deutschen Wachkommandos übergeben und von diesen weiter nach Polen, in die Todeslager, gebracht. Nur wenige von ihnen überlebten. Für den Transport bis zur Grenze war das bulgarische Kommissariat für jüdische Angelegenheiten zuständig. Waren die Bulgaren also mutige Retter – oder willige Vollstrecker?

Wie schmal manchmal die Grenze zwischen Gut und Böse ist, zeigt das Beispiel zweier Protagonisten dieser Geschichte: zum einen Boris III. von Sachsen-Coburg und Gotha, Zar aller Bulgaren, zum damaligen Zeitpunkt eine Art Alleinherrscher. Die bulgari-

schen Rassengesetze unterschrieb er persönlich, den Beitritt Bulgariens zum Dreimächtepakt sein Regierungschef. Und dennoch war es offensichtlich seine Anweisung, welche die Deportationen definitiv stoppte. Die Juden aus den neuen Gebieten konnte aber auch er nicht retten.

Nachdem alle drei Versuche, die Juden aus Alt-Bulgarien zu deportieren, gescheitert waren, lud Hitler Boris III. zum Gespräch in die „Wolfsschanze“ ein. Kurz nach seiner Rückkehr starb der Zar plötzlich. Gerüchte über eine Vergiftung sind bis heute weder bestätigt noch widerlegt. Es will scheinen, als habe er alles in seiner Macht Stehende getan, um die Juden vor dem ihnen zugedachten Schicksal zu bewahren und dafür möglicherweise mit dem Leben bezahlt.

Die zweite Protagonistin, Liljana Panitza, Sekretärin und engste Vertraute des pro-nazistischen Kommissars für jüdische Angelegenheiten, Alexander Belev, warnte die jüdische Gemeinde vor den drohenden Deportationen und informierte sie regelmäßig über die geheimen Pläne des Kommissariats. Ihr unter Gefahr für das eigene Leben begangener „Hochverrat“ im Namen der Menschlichkeit machte die Entstehung eines Widerstandes überhaupt erst möglich. Sie ist das schöne Gesicht der Rettung: eine Heldin, eine bulgarische Jeanne d'Arc.

Gleichzeitig war Liljana Panitza die heimliche Geliebte des Kommissars. Weil sie sein Versteck nicht verraten wollte, wurde sie nach dem Machtwechsel wochenlang von den Kommunisten verhört und starb schließlich, knapp 30 Jahre alt, an den Folgen der Folter. Ein verstörendes Phänomen: die leidenschaftliche Liebe zwischen der Retterin der Juden und deren schlimmstem Verfolger, das Gute und das Böse in einem Bett.

Der Zar und die einfache Sekretärin verkörpern in ihrer Widersprüchlichkeit nicht nur die historisch-politische, sondern auch die allgemein-menschli-

che, wenn man will, archaische Situation, die *conditio humana*.

### Wunder der Humanität

Die Rettung der bulgarischen Juden bleibt ein Wunder der Humanität. Voraussetzung war allerdings ein Pakt mit dem Teufel. Nur der Status eines Verbündeten von Nazi-Deutschland ermöglichte Bulgarien eine gewisse Souveränität des Handelns. Dies hatte seinen Preis. „Die Bulgaren haben nicht nur die Juden, sondern auch die eigene Seele gerettet“, schrieb ein Sofioter Journalist vor kurzem. Einen Teil ihrer Seele haben sie dennoch verkaufen müssen – durch die Beteiligung an der Deportation der thrakischen und der makedonischen Juden.

Es fällt äußerst schwer, die Ambivalenz der menschlichen Natur und des menschlichen Handelns zu akzeptieren. Im Grunde wollen wir, dass alles so bleibt, wie in den Märchen: das Gute und das Böse messerscharf getrennt – und wir immer auf der richtigen Seite.

Hannah Arendt wurde für ihren Bericht *Eichmann in Jerusalem* und den im Untertitel geprägten Begriff der „Banalität des Bösen“ aufs Heftigste angegriffen, das Buch ist bis heute umstritten. Indes ging es ihr vor allem um eines: Eichmann hätte auch unser Nachbar, Kollege und Freund sein können. Und, als Erkenntnis noch schmerzhafter: Jeder von uns hätte unter gewissen Voraussetzungen ein Eichmann werden können. Nichts anderes meinte auch Thomas Mann mit seinem Essay „Bruder Hitler“.

Was Hannah Arendt und Thomas Mann mit Worten zum Ausdruck brachten, gelang Charlie Chaplin im Film *Der große Diktator* mit Maske, Mimik und Körpersprache. Sein Alter Ego, der Tramp mit dem kleinen Bärtchen – der sympathischste „kleine Mann“ der Welt – entdeckte plötzlich seinen Zwillingbruder, sein Spiegelbild: Hitler. Das Gute und das Böse bleiben wohl auf ewig unzertrennlich und sehen sich oft zum Verwechseln ähnlich.

nu

# NU – der Star



Das NU-Kernteam: Chefredakteur Peter Menasse, Chefin vom Dienst Ida Salamon, Mitgründerin Danielle Spera und Herausgeber Martin Engelberg

VON IDA SALAMON (TEXT) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

„Hast du schon das neue **NU** gelesen?“, fragt ein Wiener Jude seinen Freund beim Freitagabend-Spaziergang zur Synagoge. „Nu, was denkst du? Wo sonst würde ich erfahren, was sich auf der Welt tut?“, antwortet der andere. Das Magazin **NU** ist nicht nur beliebter Lesestoff für Juden, sondern insbesondere auch für alle Menschen, die an jüdischen Themen interessiert sind. Seit nunmehr fünfzehn Jahren bildet es eine publizistische Brücke zu jüdischer Kultur, Politik und Alltagsleben.

Zum Jubiläum hat Nancy Spielberg den Magazin-Machern ihren Film *Above and Beyond* für die Österreich-Premiere zur Verfügung gestellt und eine Video-Botschaft an das Publikum gerichtet. Am Abend des 19. April hat die **NU**-Redaktion, unterstützt von Sponsoren, diese Dokumentation über



Standard-Herausgeber Oskar Bronner und Andrea Bronner, stv. Vorsitzende der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung



Ex-Staatsopern-Direktor und Tennisstar Ioan Holender (siehe NU 55)



Die Laudatio hielt ORF-Redakteur Tarek Leitner

Die Filmmacherin und NU-Autorin der ersten Stunde Helene Maimann



# des Abends

jüdisch-amerikanische Piloten als Dankeschön für ihre Leserinnen und Leser gezeigt. Ein mit Autoren, Lesern und Interessierten gefüllter Saal in der Urania sah die rührende, teils computergenerierte Dokumentation über die sogenannten Machals, die in Israel im Unabhängigkeitskrieg 1948 kämpften und mithalfen, den jungen Staat vor dem Untergang zu retten.

Das Fest fand seine Fortsetzung im Dachgeschoß der Urania, durch den Abend führte Danielle Spera. In seiner Laudatio warf Tarek Leitner einen Blick auf die bisher erschienenen **NU**-Ausgaben und wurde damit zu einem Blattkritiker der besonderen Art. Auf der Bühne trafen sich zwei Chefredakteure, Peter Menasse und Rainer Nowak, die live dajgezzten. Eine Präsentation von Rachel Engelberg zeigte die **NU**-Highlights der letzten Jahre: anhand von Fotos, Artikeln und Cover.



Dajgezzten live: Presse-Chefredakteur Rainer Nowak mit seinem NU-Amtskollegen Peter Menasse

Die NU-Gäste im vollen Saal der Urania



© AUSTRIAN WINGS



Die NU-Autoren Anna Maria Sigmund und Herbert Voglmayr



Die Organisatoren des Fests: Sarah Marth und NU-Jungredakteur David Borochoy



Das Back Office des NU: Gesine Stern mit ihrem Mann Wladimir Roor und Petra Menasse-Eibensteiner



Wenn Yochai Mevorach von „Haarfee“ erzählt, öffnen sich die Herzen.

# Eine Haarfee für kranke Kinder

**Seit knapp zwei Jahren existiert der Verein „Haarfee“. Der Gründer des Vereins, der Israeli Yochai Mevorach, schenkt Kindern und Jugendlichen, die infolge einer schweren Erkrankung ihre Haare verloren haben, Echthaarperücken.**

VON PETRA STUIBER (TEXT)  
UND MILAGROS MARTÍNEZ-  
FLENER (FOTO)

Auf den ersten Blick kann man das Ding, das Yochai Mevorach liebevoll in Händen hält, nicht gut erkennen: Was soll das sein? Ein brünettes Stofftier mit besonders langen, glatten, glänzenden Haaren? Ein Kleinsthund im Handtaschenformat, der schon lange nicht mehr beim Hundefriseur war? Ein besonders voluminöses Haarverlängerungsteil? Dann kommt Yochai näher, mit dem Ding in der Hand, vor Freude funkelnden Augen und einem strahlend-stolzen Lächeln, und man darf es selbst angreifen. Es ist eine, wenn auch relativ kleine, Echthaarperücke. Yochai hat sie im Salon „folgeins“ im 7. Bezirk selbst gefertigt, sie besteht aus einem luftdurchlässigen Netz, das sich wie eine zweite Haut um den Kopf legt und 100.000 dichten, weichen, langen Haaren. Echten Haaren, wie man sofort fühlt, wenn man die Perücke berührt. Die Haare, alle 100.000, hat Yochai drei Wochen lang selbst in das Haarnetz-Gerüst

geknüpft, er hat dem Perückenkopf eine erste Fassung gegeben und auch nicht auf die kurzen Babyhaare vergessen, die jeder Mensch am Haaransatz hat. Nur wenn diese zu sehen sind, wirkt die Perücke auch wirklich echt.

## „Haare oder nicht“

Das ist das Wichtigste an Yochai Mevorachs kleinen Perücken – dass sie ausschauen, als wären sie mit einem kleinen Kinder- oder zarten Teenagerkopf verwachsen. Yochai ist Friseur – und Gründer und Vorsitzender des Vereins „Haarfee“, der sich zum Ziel gesetzt hat, Kindern und Jugendlichen, die infolge einer schweren Erkrankung – etwa wegen einer Chemotherapie – ihre Haare verloren haben, gratis eine Echthaarperücke zur Verfügung zu stellen, wenn ihre Eltern keine solche kaufen können. Das ist kein kleines Geschenk, eine Echthaarperücke kostet zwischen 2000 und 3000

Euro – und sie hält nur etwa eineinhalb Jahre. Die Krankenkassen zahlen nichts dazu, obwohl diese eineinhalb Jahre, für manche Kinder zwischen Leben und Tod entscheiden können. Da ist es nicht egal, ob man guten Mutes, selbstbewusst und psychisch halbwegs stabil in diesen mörderischen Kampf zieht – oder ob man sich obendrein geniert und darüber kränkt, dass man keine Haare mehr hat.

Dass die Frage „Haare oder nicht“ keine Nebensache ist, selbst - oder gerade wenn – Kinder und Jugendliche schwer krank sind, beweist die riesige Nachfrage nach Yochais Perücken. Pro Jahr erkranken rund 300 Kinder in Österreich an Krebs. Seit knapp zwei Jahren existiert sein Verein „Haarfee“, allein die Vereinsgründung dauerte ein Jahr lang – Yochai musste sich mehr oder weniger unfreiwillig in die Tücken der österreichischen Bürokratie vertiefen. Verbreitet haben er und seine Freunde die Idee nur über soziale Netzwerke, dennoch wuchs die Warteliste von Woche zu Woche, mittlerweile werden Yochai und seine Helfer (er wird von insgesamt zwanzig Friseuren in Österreich unterstützt) im Wochentakt von betroffenen Familien kontaktiert. Yochai sagt, wenn die Nachfrage so weitergehe, werde er wohl 50 bis 100 Perücken bis Jahresende ausliefern – „was wohl auch daran liegt, dass wir immer bekannter werden“.

Die österreichische Kinderkrebshilfe jubelt über das Engagement des gebürtigen Israelis. Geschäftsführerin Anita Kienesberger: „Der Verlust der Haare macht die Krebserkrankung für die meisten Patientinnen und Patienten nach außen hin erst sichtbar. Vor allem viele Jugendliche leiden unter dem Verlust, da das Aussehen in diesem Alter für viele eine wahnsinnig wichtige Rolle spielt.“ Es gehe hier nicht nur um verlorene Haare, es gehe um „Selbstakzeptanz, Selbstbewusstsein und den Wunsch, attraktiv zu sein“.

„Haarfee“ leiste mit den Perücken unglaublich wichtige Hilfe zur Gesundung der Kinder. Auch „Rosenball“-

Macher Holger Thor alias Miss Candy war von der Idee begeistert: Ein Teil der Einnahmen des schrägsten Ball-Events der Saison gingen an Yochais Verein. Bis Ende April hat „Haarfee“ bereits 80 Echthaarperücken ausgeliefert.

### Die erste „Haarfee“-Kundin

Yochai Mevorach hat die Idee einer Echthaarspende aus Amsterdam, wo er fünf Jahre lang gelebt hat, nach Wien importiert. Ähnliche Projekte existieren auch in den USA, Kanada und Israel, Yochais Heimatland. Er wurde in Jerusalem geboren, dort lebte er mit seinen Eltern und vier Schwestern. Schon bald, mit 14, zeigte sich sein Talent für alle haarigen Angelegenheiten. Erst frisierte er seine älteren Schwestern, wenn diese abends ausgehen wollten, dann deren Freundinnen, bald auch die gesamte Nachbarschaft. „Ich habe mich nicht damit aufgehoben nachzudenken, was ich beruflich einmal machen möchte“, lacht der 35-Jährige. Er absolvierte eine Friseurlehre und war eigentlich ziemlich glücklich in Jerusalem. Yochai: „Wir haben alle gut zusammengelebt, Israelis, Palästinenser – abgesehen von der Politik war alles in Ordnung.“

Als er 18-jährig mit seiner Mutter eine Tante in Amsterdam besuchte, packte ihn das Reisefieber: Das pulsierende, liberale Amsterdam gefiel ihm, er wollte bei der Tante bleiben. Die Mama war dagegen, natürlich – doch dann gab sie nach, und 1998 wurde Yochai Europäer. Er mochte Amsterdam, und Amsterdam mochte ihn. Bald hatte er einen gutgehenden Friseursalon in der Innenstadt, wieder einmal war er eigentlich ziemlich glücklich. Und dann lernte er „ihn“ kennen, seinen Mann, den einen: Wiener, TV-Produzent und durchaus bereit, zu ihm in die Niederlande zu ziehen. Doch aus dem gemeinsamen Business wurde nichts, man lebte eine Zeitlang eine Beziehung auf Zeit, die ständige Sehnsucht nach einander ging beiden auf die Nerven. Also zog Yochai nach Wien, die beiden heirateten, und so leben sie seit zwei

Jahren glücklich in Wien-Neubau zusammen.

Yochai mag Wien, er sagt, die Wiener seien eine Mischung zwischen den kühleren Niederländern und den heißblütigen Israelis, das gefalle ihm. Zur Kultusgemeinde hält er nur losen Kontakt: „ich war ein paarmal im Tempel, aber die Leute hier sind konservativer, orthodoxer als in Amsterdam. Da war alles viel liberaler.“

Yochai sagt – erstaunlich genug –, er sei in Wien noch nie antisemitischen Attacken ausgesetzt gewesen: „Die Leute hier sind nett und sehr interessiert an Israel.“ Und wenn er von „Haarfee“ erzähle, öffneten sich ohnehin die meisten Herzen – und auch so manche Brieftasche.

Er erinnert sich noch gut an seine erste „Haarfee“-Kundin, Michelle, 15 Jahre jung: als er mit seiner Echthaarperücke im St.-Anna-Kinderspital ankam, empfing ihn ihre Mutter mit offenen Armen und einem Redeschwall, um ihre Aufregung zu verbergen. Michelle dagegen redete kaum, sie mochte weder Yochai noch sich selbst im Spiegel ansehen. Bis er ihr die Perücke aufsetzte und mit ihr besprach, welchen Haarschnitt er machen sollte. Yochai erinnert sich: „Plötzlich saß sie immer aufrechter, ihr Blick wurde klarer, sie begann zu lächeln.“ Er selbst lächelt auch, während er das erzählt – mit Tränen in den Augenwinkeln. Er hat Michelle nicht vergessen, und sie ihn auch nicht. Ihre Krankheit hat sie besiegt.

Am liebsten nimmt Yochai Mevorach natürlich Haarspenden entgegen – allerdings nicht von jedem: Mindestens 25 Zentimeter müssen die Haare lang sein, gesund und glänzend. Sie dürfen nicht blondiert worden sein, das macht Haare spröde und brüchig. Graues Haar nimmt er auch nicht – auch diesem mangelt es an Qualität. Aber sonst ist er glücklich über jeden abgeschnittenen Zopf – im sehr ursprünglichen Sinn. *nu*

Spenden an und Informationen über „Haarfee“:  
[www.vereinhaarfee.at](http://www.vereinhaarfee.at)

Pro Jahr erkranken rund 300 Kinder in Österreich an Krebs. Yochai Mevorachs Verein „Haarfee“ leistet mit den Perücken unglaublich wichtige Hilfe zur Gesundung der Kinder. Die österreichische Kinderkrebshilfe jubelt über das Engagement des gebürtigen Israeli.

# Lašo drom, Schalom! Eine Liebesgeschichte

**Gadže. So nennen Roma Menschen, die nicht ihrer Volksgruppe angehören. Juden sind von diesem Begriff ausgenommen. Die enge Verbundenheit veranlasste die Roma dazu, für das jüdische Volk ein neues Wort zu erfinden – Bibołde.**

VON SAMUEL MAGO

Die Gründe für die große Sympathie zwischen Juden und Roma sind breit gefächert. Für manche sind es Gemeinsamkeiten in der Kultur und in den Traditionen. Für andere sind es Affinitäten im Aussehen. Manche führen es auf die gemeinsame Verfolgungsgeschichte und den Holocaust zurück. Eines aber ist klar: Juden und Roma leben in Europa seit Jahrhunderten Seite an Seite und teilen ein Lebensgefühl, das kaum beschrieben werden kann.

Heiraten zwischen Juden und Roma sind in Mitteleuropa keine Seltenheit. Die ungarische Volkszählung 2011 ergab, dass Juden mit Roma-Wurzeln zahlenmäßig direkt auf Juden mit

ungarischen Wurzeln folgen. Robert Báthory ist einer von ihnen. Der ungarische Rom ist mit einer Jüdin verheiratet und konvertierte zum Judentum. **NU** sprach mit dem Ehepaar in Budapest.

## **Jahadut und Romanipe**

Der Jászai-Mari-Platz mit seinen Kaffeehäusern und Jazzklubs ist ein beliebter Treffpunkt für junge Juden. Hier lebt Familie Báthory-Beck in einer gemütlichen Altbauwohnung. Ihre Ketubba an der Vorzimmerwand sticht gleich ins Auge. Ein Davidstern zielt das obere Ende dieses Ehevertrags. Unten sieht man eine Rose, als Symbol für Roberts Roma-Herkunft, wie seine Frau Nora erklärt. Wir setzen uns ins Wohnzimmer. Das Babyphon behalten die frischgebackenen Eltern stets im Auge. Die Wand ist bis zum Plafond voll mit Büchern – vorwiegend von und über Juden und Roma. Nora und Robert sind etablierte Journalisten in Ungarn. Intellektuell, schreien die Bücherregale.

Speziell seit dem Fall des Eisernen Vorhangs bleiben Türen für Juden und Roma in Ungarn oft verschlossen. Angehörige beider Minderheiten erleben ihren Alltag häufig so, als wären sie Bürger zweiter Klasse. „Ich glaube, dass das Fundament unserer Beziehung wirklich mein jüdischer und Roberts Roma-Hintergrund war. Unsere zwei

Kulturen sind hier in Ungarn sehr verstoßen, und ich glaube, das schweißt die zwei Minderheiten noch enger zusammen“, meint Nora. Robert nickt: „Menschen und Gruppen, die ähnliche Schicksale haben und ständig benachteiligt werden, kommen sich schnell näher. Zusammen sind wir irgendwie stärker. Das ist auch bei Nora und mir der Fall.“

Nora verbrachte ihre Kindheit in einer Plattenbauwohnung in der ungarischen Kleinstadt Cegléd. Ihr Vater war Mathematiker und wurde in den neunziger Jahren Leiter einer der größten Telekommunikationsfirmen Ungarns. „Er kletterte die Karriereleiter hinauf, und so wurde auch unsere finanzielle Situation immer besser.“ Nora war ein künstlerisch begabtes Kind. Sie spielte Cello und besuchte eine Schule mit musikalischem Schwerpunkt. Nach dem Abschluss eines jüdischen Gymnasiums absolvierte sie eine Musikausbildung und spielte am Víg-Theater in Budapest. Später wechselte sie in die Medienbranche und arbeitet heute für die Nachrichtensendung *Tények*.

Ihr Ehemann Robert wuchs im östlichen Teil Ungarns in bescheidenen Verhältnissen auf. Seine Jugend war von Schicksalsschlägen gezeichnet. „Meine Familie war sehr čoro (Romanes für ‚arm‘) und mein Zufluchtsort waren eigentlich immer meine Bü-

Speziell seit dem Fall des Eisernen Vorhangs bleiben Türen für Juden und Roma in Ungarn oft verschlossen. Angehörige beider Minderheiten erleben ihren Alltag häufig so, als wären sie Bürger zweiter Klasse.

cher.“ Nach der Matura fing er zu studieren an und machte einige Praktika, unter anderem im Europäischen Parlament. Vier Jahre lang war er Mitarbeiter des ersten Roma-Senders Radio C und begann 2007 in der Fernsehredaktion des ungarischen Rundfunks zu arbeiten, wo er später seine Frau kennenlernte. „Ich hatte immer diesen Drang, als Rom dreimal so viel zu leisten wie ein Gadžo. In der Redaktion, in der Nora und ich uns kennengelernt haben, waren fast alle Journalisten Juden und Roma. Wir sind dort alle Freunde geworden. Und man hat gemerkt, wie verdammt viel wir alle geleistet haben, weil wir den Druck spürten, besser sein zu müssen als die

anderen“, erzählt Robert. Heute arbeitet 33-Jährige als Reporter für die Nachrichtenendung 7/24.

### Mazel tov und sastipe

So wie es in traditionellen jüdischen Kreisen verpönt ist, einen Goj zu heiraten, sehen es traditionelle Roma ungerern, wenn man sich mit einem Gadžo trauen lässt. Auf die Frage, wie ihre Familien auf den jeweiligen Partner reagiert haben, schmunzelt das Paar. „Meine Familie hätte mich vielleicht ein bisschen schief angeschaut, wenn ich ihnen eine Gadži vorgestellt hätte. Es wäre kein Drama gewesen, aber bei der Nora stand es einfach außer Frage. Es war, als hätte ich eine

Romni mit nach Hause genommen“, erzählt Robert.

Seine Frau lacht: „Für meine Familie war das auch kein Problem. Schau mal, alle meine Großeltern haben den Holocaust durchlebt. Mein Großvater hat nach dem Krieg viel auf Märkten gehandelt und war oft von Roma umgeben. Er konnte sogar ein bisschen Romanes sprechen. Ihm hat der Robert sehr gefallen. Er hat immer gesagt, dass der Robi ein richtiger Ganeff ist, so wie er.“

Um Nora heiraten zu können, konvertierte Robert vor drei Jahren zum Judentum. „Wir kennen viele Ehepaare, die auf der einen Seite Roma und auf der anderen Juden sind“, bestätigen sie. Auch die Hochzeit von Robert und Nora war geprägt von jüdischen und Roma-Bräuchen. Neben Glaszertreten und Sesseltanz vermischte sich authentische Zigeunermusik mit Klezmer. „Das Beste war, als die kleinen Burschen mit Kippa am Kopf den Takt mit Holzlöffeln vorgaben, wie das bei uns Roma üblich ist“, lachen die beiden. Auch das melancholische Liedgut der Roma – die sogenannte Nóta – durfte nicht fehlen. „In der Musik sind sich diese zwei Kulturen auf eine sehr eindeutige Weise ähnlich. Auf einem Konzert von Shantel oder DelaDap! musst du den Leuten echt nicht erklären, ob das jetzt Klezmer oder Gypsy ist. Die beiden Genres sind sich so ähnlich, dass sie fast schon verschmelzen“, meint Robert lächelnd.

Nora und Robert versuchten jahrelang erfolglos, Kinder zu bekommen. Schlussendlich entschieden sie sich für die Adoption. „Für Juden und Roma gibt es nichts Wichtigeres, als Familie und Kinder. Wir haben gleich von vornherein gewusst, dass wir uns ein Roma-Kind wünschen“, erzählt Nora. Die kleine Hanna Báthory ist fast schon ein halbes Jahr alt und fühlt sich bei ihren Eltern sehr wohl. „Wir hatten nicht einmal drei Tage Zeit, um uns darauf vorzubereiten, Eltern zu werden. Plötzlich kam ein Anruf und ich war Vater. Zuerst habe ich mir echt in die Hosen gemacht, aber mittlerweile sind wir einfach nur glücklich“, strahlt der stolze Vater. Nora betont, wie sehr es ihr am Herzen liegt, dass ihre Tochter die Traditionen und Werte beider Kulturen weiterträgt. Die Gutenachtlieder singen die Eltern jetzt schon auf Hebräisch und Romanes. nu

### Die Hochzeit von Robert und Nora war geprägt von jüdischen und Roma-Bräuchen.



© FAMILIE BÁTHORY-BECK



© PETER WEINBERGER

Ein Reuben-Sandwich: mit Pastrami und Käse – nicht wirklich kosher.

# „Ziehen Sie nicht Ihre besten Sachen an!“

**Fett, Dampf und Humor sind essenziell für ein jüdisches Deli. Wie die neue Deli-Generation damit umgeht und was Wasabi in Mazzesknödeln zu suchen hat, weiß David Sax. Er hat die bewegte Geschichte der Jewish Delicatessen aufgezeichnet. NU hat den Autor getroffen.**

VON ANNA BURGHARDT

Die Kalorien dürften in die Hunderttausende gegangen sein: Mehr als 200 Delis hat David Sax im Rahmen der Recherche für sein Buch *Save the Deli* besucht. Und zwar weltweit – in London, in Krakau, in Montreal, in Los Angeles, in Singapur, in São Paulo. Und Sax hat sie nicht nur besucht. „Ich habe in allen Delis so ziemlich alles gekostet.“ Seiner Figur würde man das nicht mehr ansehen: Sax ist ein schlanker Mann, wie **NU** beim Interview in Wien, zufällig unweit der „Mazzesinsel“, feststellen durfte.

Das Interesse für „Jewish Delicatessen“, wie David Sax sowohl zu den Lokalen selbst als auch zur Deli-Ess-

kultur im Allgemeinen sagt, ist wohl auch familiär bedingt: Sax' Großvater stammt aus Rumänien, dem Ursprungsland der Pastrami, die Familie ist schon lange im Deli-Business. David Sax wollte ursprünglich nur über den Niedergang der Delis schreiben, die er als „jüdische osteuropäische Küche im Format eines American Diner“ definiert. Sein Buch *Save the Deli* wurde aber auch zum Dokument von Hoffnung, von Aufschwung und Zukunft und ist heute, selbst wenn es schon vor einigen Jahren erschienen ist, aktueller denn je. Denn nicht nur das Wort Deli, das in den vergangenen Jahren als trendiger Name für

alle möglichen Arten von Imbisslokalen verwässert wurde, boomt. Auch das jüdische Deli selbst erlebt ein unübersehbares Revival – in seiner klassischen oder in einer etwas weniger klassischen Form. Und nicht zuletzt ist Pastrami derzeit ein großes Thema für Foodies, für die essbesessene Mittelschicht mit unstillbarem Hunger nach Neuem oder lange Vergessenem. „Die neuen Deli-Unternehmer sind oft Quereinsteiger, Ende dreißig, Mitte vierzig, die ihre jüdischen Wurzeln stärker leben wollen. Also gehen sie in die Gastronomie. Und sobald ein solches neues Deli erfolgreich ist, ziehen andere nach“, sagt David Sax.

### Hausgemacht und handgeschnitten

Die Neo-Gastronomen gestalten nicht nur ihre Lokale zeitgemäß, sondern sind auch, was das Küchenangebot betrifft, am Puls der Zeit: Pastrami wird hausgemacht und handgeschnitten – das hat mittlerweile Seltenheitswert –, Senf wird selbst gerührt, Gemüse selbst eingelegt, Brot selbst gebacken. Alte Rezepte, etwa für gepökelte Zunge, werden ausgegraben, man kocht mit besten, oft biologischen Zutaten, vielleicht sogar aus dem eigenen Kräuter- und Gemüsegarten, und mixt mitunter augenzwinkernd Cocktails mit Sliwowitz. Vertreter dieser neuen Deli-Spezies seien etwa das Caplensky in Toronto, das Saul's in Berkeley, das Kenny & Zuke's in Portland, das mit seinem deutlichen japanischen Einfluss etwas schrägere Shalom Japan in New York oder das Mogg & Melzer in Berlin-Mitte, das sich in der ehemaligen jüdischen Mädchenschule in der gehypten Auguststraße angesiedelt hat. Im Mogg & Melzer bewahrt sich auch, was David Sax als essenzielles Merkmal eines richtigen Delis anführt: „Es dampft, es riecht. Ziehen Sie für ein Deli nie Ihre besten Sachen an.“

David Sax war überrascht, bei seinen weltweiten Recherchen auf so viel Erneuerungswillen zu stoßen. Denn

was er bis dahin beobachtet hatte, war: Die Jewish Delicatessen sterben aus. Aus einer ehemals blühenden Branche, die ihre Anfänge im 19. Jahrhundert hatte, war eine geworden, die dem Niedergang geweiht war. Eine Branche, in der viel Wissen und Tradition brachlag. „Natürlich einerseits aus demografischen Gründen. Aber auch aus Gründen des gesellschaftlichen Aufstiegs. Sie kennen das bestimmt von den hiesigen Einwanderern: Die Eltern wollen immer ein besseres Leben für ihre Kinder. Statt ebenfalls ein Deli zu eröffnen oder das familieneigene fortzuführen, sollten die Kinder lieber studieren und Ärzte werden, anstatt Knishes oder Blintzes zu servieren.“ Aber auch die Low-Fat-Bewegung in den USA der 1970er und 1980er war zunächst mit schuld am Niedergang der jüdischen Delis: „Das Essen in Delis ist traditionell fett. Ohne ‚Schmaltz‘, ohne Hühnerfett geht gar nichts. Und als alle in den USA mit Eiweißomelett und solchen Dingen anfangen, litten die Delis darunter natürlich einmal gewaltig.“

### Quereinsteiger-Delis

Die Deli-Küche hatte sich allerdings immer schon verändert, hatte sich immer schon den Gegebenheiten angepasst. Pastrami etwa, die berühmte gepökelte, geräucherte und gedämpfte Deli-Spezialität, wurde ursprünglich in Osteuropa aus Gänse, Enten- oder Hammelfleisch gemacht. Ende des 19. Jahrhunderts stellte man allmählich auf Rind um – die riesigen Rinderherden in den Weiten der neuen Heimat legten den europäischen Einwanderern diese Version unmissverständlich nahe. Die ursprünglich große Vielfalt mit diversen eng regionalen Spezialitäten aus Polen, Rumänien oder Russland, auch mit vielen Innereien wie Hirn und Zunge, ging zurück, erzählt David Sax. „Irgendwann wurde daraus eine Art ‚Best of‘, daher sind die Speisekarten in den Delis einander so ähnlich.“

Auf die Low-Fat-Bewegung reagier-

ten nun die Delis, indem man auch Dinge wie Wraps oder mehr Salate anbot, oder indem man Sandwiches weniger fett machte. Auf diese Veränderungswelle sei eine andere gefolgt, erläutert Deli-Chronist David Sax: „Spätestens seit den 1990ern machten die Delis bis auf wenige Ausnahmen ihre Pastrami nicht mehr selbst, kauften fertiges Brot, fertige Pickles, alles mit viel Chemie. Das war billiger und einfacher. Zwei oder drei Fabriken belieferten alle Delis, überall gab es also nicht nur genau dieselben Gerichte, sondern auch aus genau denselben Produkten.“ Von diesem Einheitsbrei wiederum begannen sich allmählich einige Deli-Betreiber zu distanzieren, „es folgten Innovationen wie Mazzesknödelsuppe mit Wasabi und solche Dinge. In den 1980ern und 1990ern hatte Delis die Wahl, entweder zum Museum zu werden oder so etwas wie ein Sushi-Deli oder ein chinesisches Deli. Das war eine Zeit lang cool, aber nichts davon hielt sich besonders lange. Die eigentlich signifikante Modernisierung begann 2007 mit der Generation der Quereinsteiger-Delis.“ Also jenen, die die Traditionen wiederentdecken und nun mit dem Retro- und dem Homemade-Faktor punkten.

Was diese neuen Delis zum Teil freilich nicht haben, nicht haben können: die Seele, die einem jüdischen Deli innewohnt, das seit Generationen in Familienhand ist. Der seit Jahrzehnten alle Poren eines Lokals besiedelnde Mix aus Fett, Dampf und Humor. „Der jüdische Humor ist ein essenzieller Teil dieser Seele. Delis sind einfach keine ernsten Orte, man kann in einem Deli nicht ernst bleiben. Es sind kömodienhafte Orte, ein Deli ist wie ein Woody-Allen-Film. In einem klassischen Deli weint nie jemand“, beschreibt es David Sax. „Die Atmosphäre ist informell, kommunikativ. Sie können in Manhattan als atheistischer Bauarbeiter neben jiddisch sprechenden Chassidim in einem Deli sitzen, oder als Obdachloser neben dem Bürgermeister.“

nu

David Sax: „Delis sind einfach keine ernsten Orte, man kann in einem Deli nicht ernst bleiben. Es sind kömodienhafte Orte, ein Deli ist wie ein Woody-Allen-Film. In einem klassischen Deli weint nie jemand.“

# „Im Schach sitzt die Intelligenz“

**Es gibt Zwerge und es gibt Weltmeister. Dann gibt es aber auch noch geniale Schriftsteller: Ein solcher, Elias Canetti mit Namen, denkt sich 1931 einen Zwerg aus, der Schachweltmeister werden will; und gibt dem Zwerg einen Namen – Siegfried Fischer, genannt „Fischerle“ –, der Schachspielern ein paar Jahrzehnte später äußerst geläufig wird.**

VON ANATOL VITOUCH

Die Geschichte des jüdischen Schachs lässt sich auch als eine Geschichte der literarischen Fiktion erzählen. Ähnlich bemerkenswert wie der Anteil an Juden unter den größten Schachmeistern der Geschichte ist bekanntlich der jüdische Beitrag zur literarischen Moderne. In Wien begegneten einander Schachmeister und Literaten ab dem späten 19. Jahrhundert in den Kaffeehäusern der Stadt – für beide Fraktionen der Gattung „Luftmenschen“ eine Art Lebensmittelpunkt.

Wen sollte es da wundern, dass der Typus Schachmeister bald auch das literarische Interesse großer Schriftsteller erregte? Insbesondere, da die zumeist von der Hand in den Mund le-



**Elias Canetti, der Schöpfer des „Fischerle“,**

benden Brettartisten in ihrer Exzentricität und der sturen Begeisterung für „ihr“ Spiel schon für sich allein, noch ohne jede literarische Zuspitzung, das Bild des im Dickicht der Großstadt irrlichternden Individuums erstehen ließen – ganz so, wie es etwa den Vertretern des Expressionismus vor-schwebte.

## **Die Geschichte des Dr. B.**

Stefan Zweigs *Schachnovelle* darf zweifellos als das bekannteste Ergebnis dieser Faszination gelten. Die Geschichte des Dr. B., der sich das Schachspiel in Gestapo-Gefangenschaft selbst beibringt und Jahre später, auf einer Atlantik-Überfahrt, den regierenden Weltmeister Czentovic

## In Wien begegneten einander Schachmeister und Literaten ab dem späten 19. Jahrhundert in den Kaffeehäusern der Stadt – für beide Fraktionen der Gattung „Luftmenschen“ eine Art Lebensmittelpunkt.

besiegt, hat bis heute nichts von ihrer Wirksamkeit eingebüßt. Verantwortlich dafür ist nicht zuletzt die wunderbar ambivalente Art, in der Zweig das Schachspiel in seiner Novelle symbolisch auflädt.

Zuerst wird Dr. B. in der Gestapo-Haft durch die Konzentration auf das Spiel, das er als Weißer und Schwarzer zugleich gegen sich selbst spielt, vor der Preisgabe geheimer Informationen gerettet. Später, auf dem Schiff, ist es das erneute Eintauchen in die Welt des Spiels, das einen Rückfall auslöst und Dr. B. fast endgültig dem Irrsinn verfallen lässt. So wenig realistisch die Geschichte eines manisch übenden Autodidakten auch sein mag, der nach Studium eines einzigen Büchleins den Weltmeister schlägt: In dieser literarischen Setzung hallen die Träume vom Aufstieg zur Spitze nach, für die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts manch Schachverrückter ein Leben in Armut und intellektueller Eigenbrötlerei in Kauf nahm.

„Ein Mensch, was ka Schach spielt, is ka Mensch. Im Schach sitzt die Intelligenz, sag' ich. Da kann einer vier Meter lang sein, Schach muss er spielen, sonst is er ein Tepp. (...) Was glauben S', wer hier der Meister is, vom ganzen Lokal? (...) Der Meister heißt Fischerle und sitzt am selben Tisch wie Sie. Und warum hat er sich hergesetzt? Weil Sie ein mieser Mensch sind.“

Der da spricht, der „Fischerle“ aus Elias Canettis Debütroman *Die Blendung*, ist geradezu der Gegenentwurf zu Zweigs ehrenwertem, aber charakterlich nicht allzu interessanten Dr. B. Während Letzterem sein Autor per Federstrich Augenhöhe mit dem Weltmeister attestiert, ist der missgebildete Zwerg Siegfried Fischer von nagenden Selbstzweifeln geplagt.

### Fischerle als liebenswerteste Figur des Romans

Zwar ist Kleinmeister Fischerle im Kaffeehaus „Zum idealen Himmel“ der unbestrittene König auf den 64 Feldern; zwar posaunt er täglich aus,

dass ihm nur die Wettkampfbörse fehle, um den großen Capablanca vom Schachthron zu stoßen. In Wahrheit aber ist sich der von den Prostitutions-Einnahmen seiner alternden Gattin lebende Fischerle seines begrenzten schachlichen Horizonts schmerzhaft bewusst. Dennoch ist der Zwerg dem Spiel rettungslos verfallen: „Wissen S' aber, was ein Wunder ist, dass Sie kein Schach spielen. Die ganze Buchbranche spielt Schach. Ist das a Kunst bei der Buchbranche? Der Mann nimmt sei Schachbüchel her und lernt die Partie auswendig. Aber glauben Sie, mir hat einer darum geschlagen? Von der Buchbranche keiner, so wahr Sie dazugehören, wenn's wahr is!“

Der erst 23-jährige Canetti entwickelte für die *Blendung* wirklichkeitsnahe „Sprachmasken“, mithilfe derer er die Romanfiguren scharf voneinander abhob. So beeindruckt das Werk heute, abgesehen von seinen fantastisch-absurden Wendungen und seinem erzählerischen Sog, auch als eine Art Museum der in der Wiener Zwischenkriegszeit gängigen Sprechweisen.

Dass die Rezeptionsgeschichte der *Blendung* dennoch holprig und stockend geriet, lag auch daran, dass ihr Autor sich später von seinem Erstling distanzierte. Wofür nicht zuletzt die Zeichnung des Fischerle verantwortlich sein mag, die Canetti im Rückblick selbst antisemitisch erschien. Auch wenn diese Lesart nicht gänzlich von der Hand zu weisen ist: Fischerle ist trotzdem zweifellos die interessanteste und – mit ein wenig gutem Willen betrachtet – auch die liebenswerteste Figur des Romans.

Zudem fällt es schwer, sich nicht an den ersten Weltmeister der Schachgeschichte erinnern zu fühlen: Den kleinsten, gehbehinderten und cholerischen Wilhelm Steinitz, der seine Karriere in Wien begann, trennt vom armen Fischerle vorwiegend, dass Steinitz später wirklich Weltmeister wurde.

Zwar endete auch Wilhelm Stei-

nitz verarmt, an die Tragik Fischerles reicht sein Ableben aber nicht heran: In einem Samuel Becketts Dramen vorwegnehmenden Handlungsstrang wird Fischerle zum Gehilfen des weltfremden und geistig verwirrten Gelehrten Dr. Kien, dem er jeden Abend beim Abladen von dessen imaginärer „Kopfbibliothek“ in einem mit Packpapier ausgelegten Hotelzimmer hilft.

Nachdem Fischerle Kien – übrigens völlig zu recht – schrittweise um dessen Vermögen erleichtert hat, sieht er seinen Plan einer Herausforderung Capablancas in Übersee erstmals in greifbare Nähe gerückt. Nur um von einem Freier seiner Frau erschlagen zu werden, der ihm auch noch aus Hass mit einem Brotmesser den Buckel absägt.

Andernfalls, wer weiß, hätte der Weltmeister wenigstens in der Welt der literarischen Fiktion schon in den 1930er-Jahren Fischer geheißt. *nu*

**Auflösung NU Nr. 59:** Zunächst marschiert Rubinsteins König nach h3. Cohn muss den Bauern h2 mit seinem König gedeckt halten. Dann folgt der Aufzug der schwarzen Königsflügelbauern. Nach weiteren zehn Zügen war die folgende Stellung entstanden:



Nach 35... fxe4 36. fxe4 h4 37. Kg1 g3 38. hxg3 hxg3 gab Cohn auf. Er verliert den Bauern e4, der e5 würde bald darauf zur Dame.



© HANS HOCHSTÖGER

# Durch die Welt nach Hause

**Frederic Morton war ein fantastischer Schriftsteller, aber auch ein Lehrmeister im Altwerden und dabei Jungbleiben. Erinnerungen an einen wunderbaren Freund.**

VON BARBARA TÓTH

Wie genau ist er gestorben? Als mich meine beste Freundin anrief, um mir zu erzählen, dass sie eben vom Wiener Hotel Hilton informiert worden war, dass Fred nicht mehr da ist, war das mein erster Gedanke. Ein ungehöriger, gewiss. Gleichzeitig einer, den ich mir erlaubte in den nächsten Stunden immer wieder zu stellen, bis ich Gewissheit hatte. Fred starb am 20. April dieses Jahres einen Tod, wie er ihn dem Helden in einem seiner Romane nicht besser auf den Leib hätte schreiben können. Friedlich, im Lehnstuhl seines Hotelzimmers sitzend, nachdem er aufgestanden war und seine Morgentoilette erledigt hatte.

Ich habe seitdem viel darüber nachgedacht, welche Gnade es ist, in

Zeiten wie den unseren einfach ganz normal ein letztes Mal ausatmen zu dürfen. Und ich war froh, Fred wenige Tage zuvor noch in Wien getroffen zu haben. Wir waren eigentlich für den Donnerstag nach seinem Todestag zum Abendessen verabredet. Wir besprachen letzte Details, er zückte das kleine, schwarze Notizbuch, das sein Jahreskalender war. Jede Seite ein Tag, eigenhändig durchnummeriert. Mit seinem Kugelschreiber notierte er sich unter dem 23. April Ort (Gasthaus Grünauer) und Zeitpunkt (19 Uhr) unseres Treffens. Beim Durchblättern könnte ich sehen, dass sein Aufenthalt gut gebucht war. Jedes Blatt hatte einen Termineintrag, ganz so, wie er es liebte, wenn er in Wien war.

Ich möchte auch einmal inmitten vieler guter Freunde aus dem Leben gerissen werden, so wie er. Fred hatte nie übers Sterben gesprochen. Das war bemerkenswert. Als ich ihn kennenlernte, war er 72, aber er lebte wie ein zwanzig Jahre Jüngerer. Die literarische Welt kennt Frederic Morton, geboren als Fritz Mandelbaum, Sohn jüdischer Eisenwarenfabrikanten in Wien-Hernals, als klugen, historischen Romancier. Die breite Öffentlichkeit schätzt ihn als begnadeten Erzähler. Politiker, vor allem jene der „roten“ Stadt Wien, respektierten die Versöhnlichkeit, mit der ausgerechnet er, dem die Nazis seine Verwandten wegmordeten und den sie als jungen Buben aus Wien vertrieben, unverdrossen zurück in seine Heimatstadt kam. Er erinnerte sie an die grausame Vergangenheit, aber er tat es nicht mit unversöhnlichem Hass, sondern mit nahezu kindlichem Staunen. Dieser Fred war eine öffentliche Figur und genoss die Aufmerksamkeit und die Rolle, die ihm Österreich gab.

Für mich war Fred all das, aber vor allem war er ein Freund, Lehrmeister und vielleicht auch der kosmopolitische Großonkel, den ich niemals hatte. Ich lernte von ihm, wie man eine gute Biografie schreibt („suche eine Handvoll Schlüsselereignisse im Leben einer Persönlichkeit und baue die Kapitel rund um diese“) und was es heißt, alt zu werden und gleichzeitig jung zu bleiben. Fred war immer aufmerksam, neugierig, informiert. Ganz und gar nicht verknöchert, weder im Kopf noch im Körper.

Sich an ihn zu erinnern, heißt, die liebgewonnenen Rituale seines Alltags noch einmal im Kopf durchzuspielen. Sein Treppensteigen etwa. Bis kurz vor seinem 90. Geburtstag fuhr Fred jeden Wochentag am späteren Vormittag mit dem Lift vom 14. Stock seines Apartmenthauses auf der Upper West Side in Manhattan ins Erdgeschoß, um dann durch das hintere, schmale Stiegenhaus wieder hochzulaufen. Ein-, zwei-, dreimal.

Oder seine, wie er es mit amerikanischem Zungenschlag gern scherzhaft nannte, „Diät“. Morgens niemals Frühstück. Am frühen Nachmittag eine „Jause“, mit Vorliebe ein Stück Gebäck (Fred hatte seine Berufskarriere ja als Bäckerlehrling in New York begonnen) und ein dünner Milchkaffee dazu. Am Abend dann eine klare Suppe (am liebsten: heiße Rindsuppe mit ordentlich viel klassischen Einlagen), einen gebratenen Fisch und Salat. Danach an Feiertagen, aber nur an solchen – in Wien hieß das: an jedem Tag –, eine Marillenpalatschinken und eine heiße Melange mit einem Kännchen heißen Wassers dazu. Aber bitte gleichzeitig, und wirklich sehr heiß. Er konnte sehr ungehalten werden, wenn Kellner seine klaren Anweisungen nicht umsetzten.

Später erklärte er mir einmal, wie viel wichtiger solche Rituale für ihn im Alter wurden, weil sie ihm, dem tragi-scherweise früh Verwitweten, Struktur und Halt im Alltag gaben.

Ich erinnere mich auch an seinen 80. Geburtstag. Fred war 50 Jahre und drei Tage älter als ich. Wir wollten gemeinsam mit einem Freund in Venedig in einem Restaurant am Lido feiern, ein Boot sollte uns hinbringen. Es schaukelte. Der Steg war schmal, die Dunkelheit des Oktoberabends schon da. Meine Hand lehnte er ab, den Arm des Matrosen auch. Er rutschte nur ein wenig aus, aber die altersdünne Haut war am Schienbein doch so stark aufgeschürft, dass wir mit ihm lieber ins Krankenhaus fuhren. „Warum hast du dir nicht helfen lassen?“, fragte ich ihn danach mit Nachdruck. „Altern ist nicht einfach. Man will möglichst lange möglichst viel alleine machen, das hilft“, erklärte er mir fast entschuldigend.

Wenige Tage vor seinem Tod hielt Fred zum 140. Jubiläum des Hauses der Barmherzigkeit in Wien eine Rede. Sie war der Anlass für seine letzte Wien-Reise. Welch ein schöner Zufall, ließ sie ihn doch in seiner ersten

Heimat sterben. In dieser Rede sprach Fred von den beiden Exilen in seinem Leben. Dem ersten, geografischen Exil, also der Vertreibung aus Wien, die, so fürchterlich sie war, ihm doch die englische Sprache zur zweiten Heimat werden ließ. Und zu was für einer! Seine Formulierungen schafften es bis ins *Webster's Dictionary*, erzählte er mit Stolz.

Sein zweites Exil war, wie er es formulierte, „die Verbannung aus der Jugend in das Alter“. Sie war „schleichend vor sich gegangen, sozusagen auf Zehenspitzen. Ich konnte tun, als wäre ich zu beschäftigt, um sie wahrzunehmen. Und musste dann auf einmal erfahren, dass ich unwiderruflich, unwidersprechbar, unbestreitbar und ganz offensichtlich nicht mehr neunzehn, sondern 90 Jahre alt war. Plötzlich, hart und tief bin ich ins Altland gefallen.“

Wie so oft hatte Fred Worte für ein Lebensgefühl gefunden, das mir vorher nicht bewusst war. Nun weiß ich, dass ich das große Privileg hatte, ihn ein Stück weit auf dem Weg in sein zweites Exil zu begleiten. Vor zehn Jahren feierten wir den 60. Geburtstag der leider viel zu früh verstorbenen Gerda Neudeck im Palais Schwarzenberg. Mein Lebensgefährte war an diesem Abend verhindert, Fred begleitete mich an seiner Stelle liebenswürdigerweise. Neudeck war die rechte Hand Karl Schwarzenbergs gewesen, mit dem Fred ebenfalls sehr gut befreundet gewesen war. Fred schien in Österreich alle Menschen mit Charakter und Ideen zu kennen, die es wert waren, gekannt zu werden. Wir beide gaben sicherlich das ungewöhnlichste Gästepaar des Abends ab. Nach dem Festessen spielte eine Jazz-Band, wir swingten unter der Hauptkuppel des Palais und ich fühlte mich, nicht das erste Mal im Leben, auf einmal alt neben ihm. Dafür und für vieles andere auch bin ich Fred für immer dankbar. nu

Ich lernte von ihm, wie man eine gute Biografie schreibt („suche eine Handvoll Schlüsselereignisse im Leben einer Persönlichkeit und baue die Kapitel rund um diese“), und was es heißt, alt zu werden und gleichzeitig jung zu bleiben.

# Die Schriftsetzerin des kollektiven Gedächtnisses

**Die Schriftstellerin Esther  
Dischereit im Porträt.**

VON HERBERT VOGLMAYR (TEXT) UND  
MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

Sie kandidierte während ihres Pädagogik-Studiums bei den Wahlen zum Studentenparlament in Frankfurt für die Roten Zellen. Das war Grund genug, ihre Verfassungstreue anzuzweifeln und bedeutete für die angehende Lehrerin Berufsverbot. Heute lebt Esther Dischereit, erfolgreiche Autorin zahlreicher und zum Teil preisgekrönter Bücher und Hörspiele, in Berlin und

Wien. Sie erhielt 2009 den Erich-Fried-Preis und ist seit 2012 Professorin für Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst in Wien. Bevor sie literarisch hervortrat, war sie wegen des Berufsverbots zehn Jahre lang Fabrikarbeiterin, zuerst in der Metallindustrie, dann als Schriftsetzerin in der Druckindustrie, und sie war Referentin im Deutschen Gewerkschaftsbund, unter



anderem zuständig für Rassismusfragen.

Bekannt wurde sie mit *Joëmis Tisch – Eine jüdische Geschichte* (1988), es folgten der Roman *Merryn* (1992), der Essayband *Übungen jüdisch zu sein* (1998), die Satire *Mit Eichmann an der Börse* (2001) und die Erzählungen *Der Morgen an dem der Zeitungsträger* (2007), weiters die Gedichtbände *Als mir mein Golem öffnete* (1996), *Rauhreifiger Mund oder andere Nachrichten* (2001), *Im Toaster steckt eine Scheibe Brot* (2007) sowie mehr als ein Dutzend Hörspiele. In den 1990er Jahren gründete sie gemeinsam mit Ray Kaczynski und anderen das Label „WordMusic“. Mit der Klanginstallation am Eichengrün-Platz in Dülmen (NRW) schuf sie 2008 ein akustisches Denkmal im öffentlichen Raum zur Würdigung der vertriebenen jüdischen BewohnerInnen der Stadt, als Buch und CD erschienen unter dem Titel *Vor den Hohen Feiertagen gab es ein Flüstern und Rascheln im Haus*, im Internet zu finden unter [www.eichengruen-platz.de](http://www.eichengruen-platz.de).

### Wichtigste deutsch-jüdische Autorin

Hätte es mit der Veröffentlichung des ersten Buches nicht geklappt, sagt Dischereit, dann hätte sie das Schreiben gleich wieder bleiben lassen. Doch der Suhrkamp-Verlag zeigte Interesse und bezeichnete sie später als „die wichtigste deutsch-jüdische Autorin der Nach-Schoa-Generation“. So richtig Mut gab ihr aber erst die Resonanz, die dann aus dem angloamerikanischen Sprachraum kam. „Ohne diese Unterstützung wäre ich verzweifelt, das war sehr viel wert und hatte nicht annähernd eine solche Entsprechung im deutschen Raum.“ Sie ist immer wieder in den USA für Lesungen und Seminare, ihre Arbeit gilt in der britischen und amerikanischen Rezeption als Teil der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, während sie in Deutschland zur marginalisierten deutsch-jüdischen Literatur gezählt wird. „Als ich 1988 *Joëmis Tisch – Eine jüdische*

*Geschichte* vorlegte, hatte das Thema keine besondere Chance. Dann kamen andere Autoren mit ähnlichen Themen heraus, und man schuf die Kategorie ‚deutsch-jüdisch‘, um das überhaupt aus der Marginalisierung etwas herauszuholen. Inzwischen ist es aber ein Moment der Ausgrenzung aus dem Kanon deutschsprachiger Gegenwartsliteratur. Das hat auch mit der fortgesetzten Fokussierung dieser Themen auf rituelle Gedenktage zu tun und dass sie eben nicht integraler Bestandteil der Gegenwartsliteratur sind.“

Dischereit sieht sich keineswegs als „jüdische Auftragsschreiberin“, viel eher ist es politische Verantwortung, die sie antreibt. Die Frage nach jüdischer Identität in Deutschland ist für sie auch und vor allem die Frage nach einem politischen Zustand. Wenn über sie gesagt wird, sie sei „in jeder Hinsicht widerspenstig zu lesen“, dann hat das nicht nur mit ihrer Sprache, sondern auch mit ihrer Themenwahl zu tun. Mit ihren unkonventionellen und oft rätselhaften Texten stößt sie das Erinnern an, hält all jenen, die sich der Reflexion verweigern, den Spiegel vor, zeigt oft nur kurze Ausschnitte aus dem Leben von Personen, meist Frauen, und lässt den Leser dann ohne Erklärung, ohne Auflösung. „Ich habe keine Antworten, schlage nichts vor, beobachte nur mit der Lupe in der Hand und lasse die Verhältnisse für sich sprechen.“ Oft braucht sie nur wenige Worte, um auf brüchige Identitäten hinzuweisen, etwa mit dem Satz „Nach 20 Jahren Unjude will ich wieder Jude werden“ in ihrem Erstlingsroman, oder wenn eine ihrer Hauptfiguren eine „Wiedergutmachung“ ist, oder wenn sie die vorurteilsbeladene Beziehung zwischen Juden und Deutschen in einem Zweizeiler skizziert: „Ich heiße Samuel./Provozieren Sie immer?“

### Psychiatrie als totale Institution

Zuletzt erschienen von ihr *Blumen für Otello* (2014) und *Großgesichtiges Kind* (2015). Letzteres erzählt vom Leben in einer psychiatrischen Anstalt

in den 1950er Jahren, beobachtet durch die Augen eines kleinen Mädchens. Es sind kindlich-naive Wahrnehmungen kleiner Szenen, denen eine Menge an Informationen und Indizien eingeschrieben sind, etwa die alles Lebendige verschluckende Architektur, in der sich versteinerte institutionelle Gewalt ausdrückt („In den Fluren roch es nach Desinfektionsmitteln. Nachts schrien die Kranken hinter ihren Gittern. In diesen Mauern hinterließ das großgesichtige Kind keine Spur. Diese Mauern verschluckten das Kind.“), oder der knappe Hinweis auf „langgediente Ärzte“, der auf die nur ungenügend geahndeten „Euthanasie“-Verbrechen zielt. Dischereit dazu: „Mit diesen Mauern ist auch ein Zustand der Bundesrepublik dieser Jahre beschrieben. Es war ja so, dass die nationalsozialistischen Täter überwiegend wieder zurückkamen in den öffentlichen Dienst, in gewisser Weise auch den Wiederaufbau mitgestalteten und als Bedrohung fortwirkten, das war eine unglaublich große Belastung für die Überlebenden. Einerseits war es ein anderer Staat, eine Republik, aber die Akteure waren zum Teil dieselben wie vorher, sozusagen das Personal dieser Anstalt. Ich weiß es persönlich von meiner Mutter, die im Rahmen der Wiedergutmachung eine Entschädigung erhalten sollte und für die Antragstellung zu einem Arzt gehen musste, der vorher für die Rassenhygiene begutachtet hat. Und die Zustände in diesen Anstalten, die sind noch sehr lange – bis Ende 70, würde ich sagen – so geblieben. Das waren autarke Inseln, da hat sich gar nichts geändert, wie man da herrschen und mit Insassen umgehen durfte. Die Psychopharmaka hielten zwar massiv Einzug, aber dabei handelte es sich um eine andere Form von Körperverletzung.“

### Rassismus als Mordmotiv

Während *Großgesichtiges Kind* den Fortbestand der totalitären Ideologie der Nazi-Jahre in der totalen Institution einer Irrenanstalt in der jungen Republik zum Thema hat, handelt *Blumen*

Sie kandidierte während ihres Pädagogik-Studiums bei den Wahlen zum Studentenparlament in Frankfurt für die Roten Zellen. Das war Grund genug, ihre Verfassungstreue anzuzweifeln und bedeutete für die angehende Lehrerin Berufsverbot.



„Die Tonalität des Geschriebenen ist für mich immer schon Musik, besonders wenn es sich um lyrische Texte handelt.“

für *Otello* vom „heutigen“ Rassismus als Motiv für die Verbrechen des Nationalsozialistischen Untergrunds, die sogenannten NSU-Morde, denen zwischen 1998 und 2007 zehn Menschen vorwiegend türkischer Herkunft zum Opfer fielen. Dischereit zeigt darin, wie die Vorurteile deutscher Behörden gegen (türkische) Migranten im Versagen bei der Verbrechensaufklärung offensichtlich wurden, wie Rassismus und soziale Voreingenommenheit den Apparat blind und selbst zum Täter machten und was sie bei den Hinterbliebenen anrichteten. Während auf der einen Seite Hinweise auf Verbrechen aus dem rechtsradikalen Milieu ignoriert und Akten zu diesen Verbrechen vernichtet wurden, hat man den Familien der Opfer vieles zugemutet: Es wurden ihnen angebliche blonde Geliebte der Ermordeten vorgelogen, sie wurden der Blutrache und des Drogenhandels verdächtigt, Hunde ließ man vergeblich nach Spuren suchen, das Schlagwort von den „Döner-Morden“ sollte die Opfer kriminalisieren, und die Familien mussten dreizehn Jahre lang in Ungewissheit darüber leben, warum ihre Angehörigen getötet worden waren.

Dischereit war zur Zeit der Morde

keine konstante Beobachterin der rechtsradikalen Szene, besuchte aber dann regelmäßig den NSU-Untersuchungsausschuss im Deutschen Bundestag, weil sie darüber schreiben und sich deshalb kundig machen wollte, aus welchen Milieus die Täter stammen, ob Vertreter der Staatsmacht passiv oder sogar aktiv in die Taten verwickelt waren. „Das war ja ein ungeheurer Verdacht, der da im Raum stand. Ich wollte als Bürgerin verstehen, warum der Verfassungsschutz rechtsterroristische Zellen begünstigte, sie straflos davonkommen ließ, mit viel Geld versorgte usw. Außerdem war es für mich ein demonstrativer Akt der Solidarität mit den Opfern, neben Vertretern der türkischen Community auf der Empore zu sitzen.“

### Klagelieder für ermordete Migranten

Sie machte dann aber daraus keine dokumentarische Arbeit, wie es andere Publikationen taten, stellte auch nicht die Täter in den Mittelpunkt, die in der medialen Berichterstattung dominierten, sie verfasste vielmehr poetische Klagelieder, die auch als Hörspiel produziert wurden (nominiert für den

Deutschen Hörspielpreis der ARD 2014). Damit hebt sie die Trauer um die Opfer sowie die Solidarität mit den Angehörigen ins Licht der Öffentlichkeit und formuliert Kritik an einer Gesellschaft, die es nicht fertigbringt, traurig über türkische Mordopfer in der Nachbarschaft zu sein. Trauer über einen Verlust gehöre ins Herz der Zivilisation, sagt Dischereit. „Mich beschäftigte die Frage, dass die Opfer nicht privat gestorben waren, sondern deshalb, weil deutsche Behörden sie nicht geschützt hatten, weil einer rechtsterroristischen Killergruppe nicht das Handwerk gelegt wurde, von deren Mordabsichten Behörden wussten. Daher hielt ich es für wichtig, die Opfer sozusagen in ein kollektives Gedächtnis, eine kollektive Trauer aufzunehmen. Es war mir ja schon im Zusammenhang mit den Ermordeten der Schoa klar geworden, wie schmerzhaft es für Überlebende ist, dass dieses neue Wir sie nach wie vor ausgrenzt und nicht empathisch begleitet. Die mediale Berichterstattung förderte einen Skandal nach dem anderen zutage, und ich konnte nicht begreifen, warum es keinen Aufschrei gab, warum das die Menschen emotional nicht erreichte. Und ich wollte

Dischereit sieht sich keineswegs als „jüdische Auftragschreiberin“, viel eher ist es politische Verantwortung, die sie antreibt.

## Die Frage nach jüdischer Identität in Deutschland ist für Dischereit auch und vor allem die Frage nach einem politischen Zustand.

der Präsenz, die die Täter bekommen hatten, etwas entgegensetzen. Mich hat dabei sehr beschäftigt, dass zum Zusammenleben eben auch öffentliche Trauer und Anteilnahme an einer Tragödie gehören, und ich wollte das auch in symbolischer Form zum Ausdruck bringen, daher habe ich mich sehr für eine deutsch-türkische Ausgabe des Buches eingesetzt. Diese Leute leben ja schon in der zweiten, dritten Generation in Deutschland, und diese Haltung des beständigen Fremdmachens bildet einen Ansatzpunkt für den Rechtsterrorismus, mit dem wir es hier zu tun haben, diese Haltung hat meines Erachtens auch dazu geführt, dass die Behörden bei den Ermittlungen die Möglichkeit, dass es sich um rassistisch motivierte Verbrechen handeln könnte, ausgeschlossen haben.“

Das Buch enthält neben den Klage- liedern noch ein Opernlibretto und eine Porträtserie über die Leute, die Aufklärung wollten und dafür auch Nachteile in Kauf nahmen. Da sich darunter auch Whistleblower befanden, die sehr gefährdet waren, musste vieles an diesen Porträts indirekt formuliert werden. „Die Whistleblower waren der Anlass für diese Serie, ohne sie kann man in diese Milieus gar nicht eindringen. Sie haben den Korpsgeist aufgekündigt, haben sich exponiert, haben ohne Absprache mit ihren vorgesetzten Behörden Aussagen gemacht, einer hat sich eine Woche lang in ein Kloster zurückgezogen, um die Kraft zu finden, seine Aussage aufzuschreiben. Unter großen Mühen machten sie sich ihre eigenen Akten wieder zugänglich, die man ihnen entzogen hatte. Man hat auch versucht, einige von ihnen zu demonstrieren, sie seien charakterlich nicht gefestigt etc. Interessant ist auch, dass sich viele Frauen bei der Aufdeckung dieser Taten engagierten und in diesen antifaschistischen Zentren, zum Teil undercover, arbeiteten. Diese Leute wurden kaum beachtet und kamen in den öffentlich-rechtlichen Medien nicht vor, wurden schon fast dem links-terroristischen Milieu zugerechnet und mit spitzen Fingern angefasst. Im Untersuchungsausschuss wurde dann

deutlich, dass ohne deren Recherchen die Ermittlungen überhaupt nicht so weit hätten kommen können, wie sie jetzt sind. Es wurde ‚nsu-watch‘ eingerichtet ([www.nsu-watch.info](http://www.nsu-watch.info)), ein Blog zur unabhängigen Beobachtung und Dokumentation des Untersuchungsausschusses, der jetzt mit Preisen ausgezeichnet wird.“

### Shakespeares Othello und Rassismus

Der Titel des Buches (*Blumen für Otello*) weckt unweigerlich die Assoziation mit Shakespeares Othello. Auf die Frage, was die beiden Geschichten miteinander zu tun haben – der Mohr Othello, ein kriegerischer Feldherr, der seine Frau Desdemona aus Eifersucht tötet, und eine rassistisch motivierte Mordserie, deren Opfer von staatlichen Behörden nicht geschützt, sondern selber des Mordes verdächtigt werden – antwortet Dischereit: „Otello ohne h ist ein Hinweis darauf, dass es nicht nur den einen Shakespeare-Othello gibt. Es ist doch interessant, warum ein Stoff wie dieser über die Jahrhunderte Bestand hat. Tatsächlich ist das Schicksal Othellos ein universales, wenn man die Tötung der Desdemona nicht als Eifersuchtsdrama sieht, sondern als eine Tat, die ein durch Rassismus zutiefst verwundeter schwarzer Mann an seiner weißen Frau verübt, die er über alles liebt. Obwohl der ehemalige Sklave sich eine hohe gesellschaftliche Stellung erarbeitet hat, kommt er wegen dieser Frau beinahe vor den Richter, weil sein Schwiegervater ihn der Verführung anklagt. Und warum? Weil er ein Schwarzer ist. Es ist jedoch nicht opportun, dies weiter zu verfolgen, weil er als Kriegsherr gebraucht wird. Aber das infame Hetzen gegen ihn – personifiziert im intriganten Jago – geht ungebrochen weiter, bis Othello nicht mehr glauben kann, dass eine schöne Weiße ihm, der ja doch nur der Mohr ist, treu sein sollte. Er wird heimgesucht von einer andauernden gesellschaftlichen Diskriminierung und rassistischen Zurückweisung, die er nicht wahrhaben will, die aber langsam seine Seele vergiftet und ihn seiner Sinne beraubt.

Diese Erfahrung des krank machenden, tödlichen Rassismus ist es, die Othello und die Mordopfer des NSU gemeinsam haben. In meinem Buch treffen sich Otello und der Blumenhändler Enver, der stellvertretend für die Opfer der NSU-Morde steht und bei dem Otello immer Blumen kauft, in der Unterwelt und unterhalten sich darüber, wie sie in diese Misere geraten sind. Und in dieser respektvollen Begegnung, bei der die sozialen Unterschiede aufgehoben sind, machen sie sich klar, dass sie beide an dem gleichen Leiden zugrunde gegangen sind, nämlich an der schwarzen Haut bzw. an ähnlichen Fremdheitszuweisungen, die ihnen minderwertiges oder unwertes Leben attestieren.“

### Sprache ist Musik

Dischereit verbindet ihre literarische Arbeit oft mit Musik, arbeitet ihre Texte zu Klanginstallationen aus, so auch bei *Großgesichtiges Kind*, zu dem sie eine Tonspur im Wiener Museumsquartier gestaltet hat, und bei *Blumen für Otello*, das auch ein Opernlibretto enthält. Letzteres ist übrigens verbunden mit der Absicht von Verlag und Autorin, dieses Stück an einem Opernhaus aufzuführen, wobei breite Kooperationen angestrebt werden, die eine Aufführung an mehreren Orten ermöglichen. Diese Suche nach der Verbindung ihrer Texte mit Musik hat Ende der 80er Jahre begonnen und zur Gründung des Labels „WordMusic“ geführt. „Die Tonalität des Geschriebenen ist für mich immer schon Musik, besonders wenn es sich um lyrische Texte handelt. Ein wichtiger Ansatzpunkt des Schreibens ist es, die Stimmen der Figuren zu hören. Ich hatte jedoch das Gefühl, dass die Sprache zu eng ist, dass sie erweitert werden müsse und dass durch das Hinzutreten von Musik Dimensionen geschaffen werden, die ich durch Schreiben alleine nicht herstelle. Ich suche diese Verbindung, höre aber keineswegs besonders viel Musik, da ich eher eine Scheu davor habe, dass mir visuelle und lautliche Eindrücke zu viel werden und mich davon abhalten, einer eigenen Musik zu folgen.“ nu

# Sophiemaniam!

**Geboren als Sonia Kalisch in der Ukraine, wurde Sophie Tucker ein Superstar in Amerika. Sie eroberte den Broadway und Hollywood und ging als „Red Hot Mama“ in die Musikgeschichte ein.**

VON HELENE MAIMANN

Sommer 1945. Als die ersten amerikanischen Soldaten nach Hause kamen, gingen sie zunächst einmal auf einen Drink und dann ins nächste Kino. Die Filmindustrie lief seit einem Jahr, als sich das Kriegsende abzeichnete, auf Hochtouren: Krimis. Western. Abenteuer. Melodramen. Und vor allem: Show. Kein amerikanischer Unterhaltungsfilm, in dem nicht ekstatisch Jitterbug und Boogie getanzt wurde. Einer der erfolgreichsten Filme der Saison hieß *Sensations*, eine Num-

mernrevue mit umwerfenden Streetswing-Einlagen und einigen der besten Jazzmusiker, Sänger, Comedians und Tanzperformer dieser Jahre: Cab Calloway, Dorothy Donegan, W.C. Fields, Gene Rodgers, Woody Herman. Und Sophie Tucker.

Sophie Tucker war soeben sechzig Jahre alt geworden und seit Jahrzehnten ein Superstar. Sie trat auf wie immer, hochelegant, rund und rosig (das sieht man, obwohl der Film in Schwarzweiß gedreht wurde) und wandte sich ironisch lächelnd an die vielen jungen Frauen, die da im Publikum saßen und mit ihren Verehrern Händchen hielten. In ihrem typischen Sprechgesang gab sie ihnen gute Ratschläge, denn nach drei Ehen, alle Rohrkrepierer, könne sie wohl einiges von ihren Erfahrungen abgeben. Wenn Sie vorhaben, zu heiraten, warnte sie mit erhobenem Zeigefinger, dann seien Sie smart und werden ja kein braves Hausmütterchen. Ziehen Sie sich nicht mit Schürze und Kochlöffel in die Küche zurück. Denn ich, Sophie, sage Ihnen: Besser in einem schicken Outfit hereinrauschen und küssen wie Hedy Lamarr als ihm ein tadelloses Roastbeef servieren. Keine Kuh hat je aus einem Mann ein „Wow!“ hervorge-lockt. Weder kann man Küsse aufwärmen noch Knöpfe an Herzen annähen.

## **Feministischer Stern am amerikanischen Musikhimmel**

Das war Sophies Lebensthema. Sie wusste, wovon sie sprach. Geboren als Sonia Kalisch zwischen 1884 und 1886 – die Angaben variieren, also sagen wir: 1885, vor nun hundertdreißig Jahren – während der Flucht ihrer Mutter aus der Ukraine nach Amerika, wuchs sie in Connecticut auf, zwischen Bergen von schmutzigem Geschirr und Gemüse. Das Einwandererleben in



© MENEMSHA FILMS

Amerika war hart, die Eltern betrieben ein koscheres Restaurant, und Sophie sah auf sich ein Leben zukommen, das sie später in *My Yiddishe Momme* besungen hat: „Gearbeit bei Tag, gearbeit bei Nacht, und immer a Kind gewickelt...“ Sie aber wollte auf den Broadway, „no class“, wie sie singt, „but with a yiddishe hunch“, mit einem jüdischen Gespür. Mit zwanzig ging sie nach New York und wurde wenige Jahre später zum feministischen Stern am amerikanischen Musikhimmel.

Ihr Selbstwertgefühl war ebenso überwältigend wie ihre Selbstironie. Sophie machte sich zum Subjekt ihrer Songs. Sie sang über ihre Amouren und sonstigen Katastrophen und den harten Weg nach oben als dickes, komisches, widerspenstiges Mädchen mit großer Klappe und unverhohlenem Interesse an Männern, die sie liebte, ohne sich ihnen auszuliefern. Den hübschen Mr. Tuck, einen Nichtsnutz, den sie geheiratet hatte, um aus der Restaurantküche ihrer Eltern herauszukommen, hatte sie umgehend verlassen, behielt aber seinen Namen, als Sophie Tucker, „denn Tuck hörte sich nicht gut an für eine Sängerin“.

Eine alleinstehende Frau ohne Beschützer, die selbst ihren Koffer schleppte und ihre Mieten, Kleider und Bahnkarten selbst bezahlte, war eine absolute Ausnahme. Sophie musste als „Blackface“ auftreten, als Karikatur einer schwarzen Sängerin aus dem Süden, damals ein sehr beliebtes Genre im Unterhaltungsgeschäft: Mit schwarzer Paste im Gesicht, schwarzer Perücke aus Pferdehaar, schwarzen Baumwollhandschuhen und schwarzem Abendkleid, weil sie, wie die Theateragenten fanden, zu groß, zu fett und zu hässlich war, um anders auf die Bühne gelassen zu werden. Jahrelang tourte sie die Ostküste hinauf und hinunter und sang ihre Lieder zwischen Burleskenummern, Akrobaten, Hypnotisuren, Clowns und atemberaubend schönen, langbeinigen Tanzgirls.

Dieses Leben aus dem Koffer prägte

sie, auch als sie längst ein großer Star geworden war. „Man kann nicht im Vaudeville groß werden“, schrieb sie in ihren Erinnerungen, „ohne zu realisieren, dass jeder Varietékünstler einer Gewerkschaft angehören sollte.“ Lange Reisen, um Einwochen-Verträge zu bekommen. Eine Gage, die gerade ausreichte, um in einer billigen Pension zu übernachten. Häufig setzte der Boss den Auftritt nach der ersten Show ab, was für den Rest der Woche hieß, in der Luft zu hängen. Die Theatermanager waren hartgesottene Unternehmer, die jeden Cent aus den Künstlern herausquetschten. Die hygienischen Zustände backstage waren katastrophal. Kein fließendes Wasser. Kakerlaken überall. Drangvolle Enge in den Garderoben. Vaudeville hieß für Frauen, am untersten Rand des Showbusiness auf die große Chance zu warten, immer einen Schritt vom Rotlichtmilieu entfernt mit männlichen Zudringlichkeiten rechnen zu müssen, immer knapp vor dem finanziellen Absturz.

### „Spielen Sie bitte mein Lied“

Auch Sophie lebte von der Hand in den Mund. Aber sie hatte eine eiserne Konstitution und starke Nerven. Sie konnte keine Note lesen, das konnte sie nie, aber ihr Gehör und ihr Gedächtnis waren fabelhaft – kein Problem, über Nacht neue Lieder und Texte zu lernen. Sie klapperte unermüdlich die New Yorker Tin Pan Alley ab, das Zentrum der Bühnenagenturen in der 28. Straße zwischen dem Broadway und der Fifth Avenue. So genannt, weil hier ununterbrochen das blecherne Klimpern der Probeklaviere aus den Fenstern quoll. Sie wollte ein großer Broadwaystar werden und war fest entschlossen, sich weder von einem überbeschäftigten Agenten noch von einem attraktiven Schwenröter abhalten zu lassen. Zwar war sie keine Beauty mit Ephebenfigur und schmachtendem Blick. Aber sie hatte eine milchweiße Haut und das Haupt einer Löwin, voll prachtvoller blonder

Locken, auf die sie sehr stolz war. Das Erbe ihrer Vorfahren von der Krim! Sie musste es schaffen.

Dann fehlte eines Abends in Boston ihr Theaterkoffer. Er war auf dem Bahnhof hängengeblieben, und sie musste ohne Make-up und Kostüm auf die Bühne, im Straßenkleid. Wie immer war sie als Blackface angekündigt. Das Publikum raschelte erstaunt mit dem Programm. Sophie entschloss sich zu einer Erklärung: „Wie Sie alle sehen, bin ich weiß. Und dann sage ich Ihnen noch etwas: Ich komme nicht aus dem Süden. Ich bin hier aufgewachsen. Ich bin ein jüdisches Mädchen. Und diesen Südstaatenakzent habe ich nur für Blackface gelernt, zwei Jahre lang! Und nun“, wandte sie sich an den Pianisten, „spielen Sie bitte mein Lied.“ Die Leute jubelten. Das war der Durchbruch! Die Ziegfeld Follies, berühmt für ihre erotischen Shows, die den New Yorkern das Gefühl gaben, im sündhaften Paris zu sein, engagierten sie auf der Stelle.

Der Rest ist Legende. Sophie Tucker stürmte die Theater und später den Film. Sie etablierte einen unverwechselbaren Stil, eine Mischung aus Jazz, Blues und Stand-up Comedy mit ihrer kräftigen, rauchigen Stimme, ihrem Selbstbewusstsein, ihrer Komik, ihren Witzen über Sex und eheliche Treue, ihren „hot songs“, die alle damaligen Tabus übersprangen, ihrem herausfordernden Lachen, ihren pompösen Auftritten mit Federschmuck im Haar und allem Drum und Dran. Ein Jahr nach ihrer Blackface-Zeit nahm die Edison National Phonograph Company zehn Songs mit ihr auf. Sie drehen sich alle um gehörnte Ehemänner und sexuell gefräßige Frauen. In *My Husband's in the City* erzählt Tucker unumwunden von den Sommerfreuden einer Dame, deren Gatte im Stadtgeschäft schwitzt. In der Ragtime-Nummer *That Lovin' Soul Kiss* feuert sie ihren Lover beim Küssen an, wobei klar ist, welche Küsse gemeint sind: „Sip the honey divine/For a long time/One, two, three/Now, longer/Four, five and six/Still

Sophie sang über ihre Amouren und sonstigen Katastrophen und den harten Weg nach oben als dickes, komisches, widerspenstiges Mädchen mit großer Klappe und unverhohlenem Interesse an Männern, die sie liebte, ohne sich ihnen auszuliefern.

longer, honey/Seven, eight, nine/Oh, oh, babe..."

### Auf dem Cobenzl

1911 kam auch erstmals ihr Song *Some of These Days* heraus, eine souveräne Abrechnung mit jenen Kerlen, die gewissenlos über das Herz einer Frau trampeln. Ein Mix aus Zorn und Zärtlichkeit, die Proklamation einer Frau, die sich klar darüber ist, dass sie keinem Mann je erlauben wird, in ihrem Herz und ihrem Leben das Ruder zu übernehmen. Zwanzig Jahre später war sie auf dem Höhepunkt ihrer Karriere und versprühte wunderbare Lebensweisheiten: „Wozu seufzen, warum weinen, wenn er mit dir Schluss macht? Hilf ihm seine Koffer packen, weine ihm nicht nach und renn ihm nicht nach. Geh aus und suche dir einen anderen! Denn wenn Küsse den Mann, den du liebst, nicht halten können, dann werden ihn Tränen auch nicht zurückbringen.“ Goldene Worte.

Für mich ist sie nach wie vor pures Empowerment. Ich habe Sophie Tucker im Ohr, seit ich ein Kind war. Wir hatten noch Schellacks von ihr daheim und eine 45er, mit einer imposanten Blondine auf dem Cover, Federn im Haarturm, Pelz und Schmuck. Im Radio spielten sie Lale Andersen, aber daheim schwang Sophie Tucker ihr Zepter mit dem Swing der zwanziger und dreißiger Jahre, mit *The Man I Love*, *Aren't Women Wonderful* und *Red Hot Mama*.

In den Siebzigern fand ich ihre Erinnerungen in einem Londoner Antiquariat. Darin schildert sie ihre Europatournee von 1932. Sophie war bereits ein internationaler Star, als sie in einem Plattengeschäft in Wien erkannt und bestürmt wurde, *My Yiddische Momme* zu singen. „In weniger als fünf Minuten war das Geschäft voll und die Straße draußen schwarz von Menschen“, erzählt sie. „Polizisten schoben sich mit Ellbogeneinsatz durch die Menge, um herauszufinden, was los war.“ Sie sang also, nie zuvor und danach, schreibt sie, hatte sie ein



Sophie Tucker im Jahr 1952

derart ergebnisreiches Publikum, und als sie einige Abende später auf dem Cobenzl dinierte, wurde sie um ihren berühmtesten Song gebeten. „Dort im Mondlicht auf der Terrasse über Wien *Some of These Days* zu singen, zur Musik einer Zigeunerkapelle, ist die romantischste Erfahrung meines Lebens im Show Business“, erinnert sie sich, dankbar dafür, „dass mir erlaubt war, etwas von dem Geschmack Wiens zu kosten, bevor sein Geist unter den Nazistiefeln zerstampft wurde.“ Wenige Jahre später wurden Tuckers Platten aus den Wiener Plattengeschäften geholt und zerschlagen, ihr Verkauf verboten.

### Ein Popstar der ersten Stunde

Sie hat ihre Jüdischkeit nie verborgen, aber sie sah weit über die Grenzen ihrer Herkunft hinaus. Sie unterstützte die Prostituierten, die ihr in den Anfangsjahren begegnet waren, die Negro Actors Guild, die Catholic Actors Guild, Jugendzentren, Hilfsfonds. Sie wurde Präsidentin der American Federation of Actors, einer Gewerkschaft, die sich um die umherziehenden Varietékünstler kümmerte. Vieler der jüdischen

Kollegen ihrer Generation – Irving Berlin, George Gershwin, Eddie Cantor, Al Jolson, Fanny Brice, Benny Goodman, Artie Shaw, Irving Aaronson – hatten Amerika in ein liberaleres Land mit einer gemeinsamen kulturellen Identität verwandelt. Sophie Tucker war die radikalste unter ihnen. Ihre Performance entwickelte sich zu einer komplexen Kritik der Standards von Gender, Klassen, Moral, Humor, Sexualität und ethnischer Segregation.

Sie war ein Popstar der ersten Stunde. Sie hat viele große Frauen des Showbiz beeinflusst, von Mae West über Judy Garland, Bette Midler und Barbra Streisand bis zu Lady Gaga. Keine andere hat so viele Spitznamen eingesammelt wie sie: The Empress of Songs, Our Lady Nicotine, The Grizzly Bear Girl, The Queen of Jazzaration, King Size Lollobrigida und natürlich Red Hot Mama. Als sie 1966 starb, kamen Tausende zu ihrem Begräbnis auf den jüdischen Friedhof in Wethersfield, Connecticut, und die Gewerkschaft der Hearse Drivers, der Fahrer von Leichenwagen, unterbrach ihr zu Ehren einen Streik. nu

Keine andere hat so viele Spitznamen eingesammelt wie sie: The Empress of Songs, Our Lady Nicotine, The Grizzly Bear Girl, The Queen of Jazzaration, King Size Lollobrigida und natürlich Red Hot Mama.

# Wie jüdisch war der Hagenbund?

**Bettina Ehrlich-Bauer, Josef Floch, Fritz Schwarz-Waldegg: drei der etwa fünfzehn jüdischen Mitglieder des Hagenbundes, die in der Zeit von 1933 bis 1938 gemeinsam mit rund 45 anderen durchgehend dieser Künstlervereinigung angehörten. Drei Mitglieder mit unterschiedlicher sozialer Herkunft und unterschiedlichem Schicksal.**

VON PETER WEINBERGER

Der Hagenbund, benannt nach dem Besitzer des Wirtshauses, in dem man sich ursprünglich traf, bestand (als Verein) seit 1900, wurde anfangs zeitweise von Bürgermeister Karl Lueger unterstützt und zeigte bis 1918 mitunter durchaus monarchistische Tendenzen, erwies sich aber in der sogenannten Zwischenkriegszeit als besonders liberale und fortschrittliche Künstlervereinigung mit internationalen Verbindungen. Schon während des austrofaschistischen Regimes hieß es, Kunst solle „volkstümlich“ und „bodenständig“ sein, sie müsse – laut Richard Schmitz (Wiener Bürgermeister von 1934 bis 1938) – „aus ihrer erzwungenen Volksfremdheit wieder ins unmittelbare Leben zurückgeführt werden“. Es wurde demnach offiziell eine Kunstauffassung vertreten, die jener der deutschen Nationalsozialisten entsprach.

Bekanntlich verfügte Josef Bürckel bereits am 18. März 1938 die Einstellung der Tätigkeit sämtlicher österreichischer Vereine bis zur Volksabstimmung am 10. April 1938, so auch des Hagenbundes. Im September 1939 erfolgte seine Löschung, das Vereinsvermögen wurde der „Gemeinschaft bildender Künstler“ übertragen, an der sich alle bisherigen Mitglieder des Hagenbundes beteiligen konnten, sofern sie „Arier“ und in die „Reichskammer der bildenden Künste“ aufgenommen worden waren.

Die meisten jüdischen Mitglieder des Hagenbundes wurden zwischen 1890 und 1900 geboren, gehörten demnach – wie viele andere jüdische Intellektuelle auch – noch dem sogenannten Palatschinquecento Kaiser Franz Josephs bzw. dem von Carl Schorske beschriebenen Wiener Fin de Siècle an, einer Periode, in der sich Wien für kurze Zeit zur absoluten Weltmetropole entwickelte. Ein gesellschaftlicher Auf-



bruch hatte stattgefunden, am ehesten mit dem Einsetzen der Renaissance vergleichbar.

### **Bettina Ehrlich-Bauer**

Bettina Bauer war eine Nichte Adele Bloch-Bauers, nämlich die Tochter von deren Bruder Eugen Bauer. Das Porträt, das Max Kurzweil von ihr als jungem Mädchen malte, und das sich heute im Belvedere befindet, zeugt von den Annehmlichkeiten einer Kindheit in einem äußerst begüterten Elternhaus. Geboren 1903, verbrachte sie ihre frühen Jahre wegen ihres schwachen Gesundheitszustand teilweise in Grado – ihre Erinnerungen daran widerspiegeln sich in all ihren späteren Arbeiten als Kinderbuchautorin. „Künstlerisch vorbelastet“, da schon ihre Mutter eine Schülerin von Kurzweil war, besucht sie die Wiener Kunstgewerbeschule, wo sie Georg Ehrlich kennenlernt, den sie 1930 heiratet.

Bereits Anfang der dreißiger Jahre beschäftigt sie sich mit dem Verfassen und Illustrieren von Kinderbüchern. 1938 emigriert sie mit ihrem Mann nach England. Ab 1943 erscheinen in regelmäßigen Abständen in englischer Sprache verfasste Kinderbücher, die sie zu einer äußerst erfolgreichen Autorin dieses Genres machen. Noch in Wien beeindruckt sie auch Arthur Schnitzler („hübsch und sympathisch“, Tagebucheintragung), mit dessen Sohn sie in den zwanziger Jahren befreundet ist. In England gehört Benjamin Britten zu ihren engsten Freunden. Der Titel ihres 1943 erschienenen Buches *Poo-Tsee, the water-tortoise*, das von vielen Verlagen nachgedruckt wurde, erinnert an ihren humorvollen Blick auf Dinge, denn Poo-Tsee steht für das Wiener Kosewort Putzi. Bettina stirbt 1985 in London. Sie war Mitglied des Hagenbundes von 1933 (1934) bis 1938.

### **Josef Floch**

Josef Floch, 1894 in bescheidene familiäre Verhältnisse in Wien geboren, studierte nach dem Besuch einer Re-

alschule an der Wiener Akademie der Bildenden Künste. Zu seinen Freunden und Bekannten zählten Erika und Hans Tietze. Floch, Maler und Lithograph, war von 1920 bis 1938 Mitglied des Hagenbundes. 1925 übersiedelte er nach Paris, wo er im Salon d'Automne, im Salon des Tuileries und in der renommierten Galerie von Berthe Weill, die auch Picasso und Modigliani betreute, ausstellte. 1941 emigrierte er mit seiner Familie über Spanien nach Amerika.

Ende 1946 kehrt er zeitweilig nach Paris zurück, wo er sein altes Atelier wieder übernehmen kann. Er reist von da an immer wieder nach Paris und in andere europäische Städte. Wegen der medizinischen Behandlung seiner Tochter behält er jedoch den Wohnsitz in den USA und nimmt auch die amerikanische Staatsbürgerschaft an. 1955 kommt er zum ersten Mal nach Wien zurück, 1972 veranstaltet die Österreichische Galerie eine Einzelausstellung seiner Werke. Nach seinem Tod (New York, 1977) vermacht seine Witwe dieser Galerie eine Anzahl von Gemälden als Geschenk. Josef Flochs Bilder sind in zahlreichen Museen vertreten. Er war einer der international erfolgreichsten bildenden Künstler aus Österreich.

### **Fritz Schwarz-Waldegg**

Fritz Schwarz-Waldegg, geboren 1889 in Wien, studierte an der Wiener Akademie der bildenden Künste. Als 24-Jähriger nahm er 1913 erstmals an einer Kunstausstellung in Wien teil. Es folgte der Militärdienst, den er als Freiwilliger bei den Hoch- und Deutschmeistern an der galizischen und italienischen Front absolvierte. Die Kriegseindrücke veranlassten ihn – wie viele andere –, seinen Malstil grundlegend zu ändern: dem Spätimpressionismus folgte ein aufwühlender Expressionismus. Schwarz-Waldegg war ordentliches Mitglied des Hagenbundes von 1919 bis 1938, von 1925 bis 1927 sogar dessen Präsident. 1934 erhielt er den Österreichischen Staatspreis. In den zwanziger Jahren

nahm er an zahlreichen Ausstellungen teil. Seine Porträts, figuralen Kompositionen und Landschaften zeichnen sich in späteren Jahren durch eine gewisse Nähe zu Egon Schiele und Oskar Kokoschka aus.

Beim Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland wurde er aus seinem Atelier vertrieben. Bis zu seiner Deportierung lebte und arbeitete Schwarz-Waldegg im Untergrund, bevor er im August 1942 von der Gestapo aufgegriffen und kurz danach im Konzentrationslager Maly Trostinec ermordet wurde. 1968 waren seine Arbeiten in der Wiener Secession zu sehen. 2009 organisierte das Jüdische Museum Wien eine Retrospektive seines künstlerischen Schaffens.

### **Wie jüdisch war also der Hagenbund?**

Zu den jüdischen oder „jüdisch versippten“ Mitgliedern des Hagenbundes zählten: Bettina Ehrlich-Bauer, Leo Delitz, Georg Ehrlich, Willy Eisenschitz, Josef Floch, Theodor Fried, Tibor Gergely, Fritz Gross, Felix Albrecht Harta, Josef Heu, Robert Kohl, Franz Lerch, Anna Lesznai, Alfred Loeb, Jakob Löw, Georg Mayer-Marton, Georg Merkel, Louise Merkel-Roméé, Max Oppenheimer, Frieda Salvendy, Otto Rudolf Schatz, Lilly Steiner, Fritz Schwarz-Waldegg und Viktor Tischler. Obwohl sie zwischen 1933 und 1938 „nur“ etwa ein Viertel der Mitglieder stellten, war – international gesehen – ihr Einfluss weitaus größer als ihr zahlenmäßiger Anteil. Sie trugen ganz wesentlich zu einer „österreichischen Schule“ der Malerei und damit auch zur überragenden Bedeutung der europäisch-jüdischen Kultur vor 1938 bei.

Werke der jüdischen Hagenbundmitglieder Georg Ehrlich, Felix Albrecht Harta, Georg Merkel und Fritz Schwarz-Waldegg wurden übrigens auch in der Wanderausstellung *Der ewige Jude*, einem Vehikel der antisemitischen Hetzpropaganda gezeigt, die in Wien im August 1938, eröffnet wurde. nu

In der Wanderausstellung *Der ewige Jude*, einem Vehikel der antisemitischen Hetzpropaganda, eröffnet in Wien im August 1938, wurden unter anderem Werke der jüdischen Hagenbundmitglieder Georg Ehrlich, Felix Albrecht Harta, Georg Merkel und Fritz Schwarz-Waldegg gezeigt.

# Was bleibt, ist die Sehnsucht

**25 Jahre hat er davon geträumt, nun erfüllte sich Barrie Kosky, der sich selbst als „jüdischer Atheist“ bezeichnet, einen Traum und inszenierte an der von ihm geleiteten Komischen Oper Berlin Schönbergs „Moses und Aron“ als Stück über Sehnsuchtsorte.**

VON JÜRGEN BAUER

Vielleicht sind Moses und Aron Vorläufer von Vladimir und Estragon aus *Warten auf Godot*. Vorläufer allerdings, die ihr Warten beenden und die Menschheit überzeugen wollen, dass Godot wirklich existiert. Noch bevor die ersten Takte von Schönbergs Oper erklingen, legt eine Einblendung aus Becketts Stück diesen Vergleich nahe. Immerhin: Gott und Godot, beide beginnen mit G. Wie die zwei Landstreicher sind auch der Prophet und sein Bruder Suchende. Und in Koskys Deutung sogar Zauberer, die die Massen mit billigen Tricks verführen: Moses als Wiedergänger Harry Houdinis, der Auszug aus Ägypten dessen größter Befreiungstrick. Der Prophet kommt hier aus dem Vaudeville.

Die Figur des Moses begleitete Schönberg fast sein ganzes Leben. Unter dem Eindruck des zunehmenden Antisemitismus wurde die jüdische Herkunft für den zum evangelischen Glauben konvertierten Komponisten immer wichtiger. 1932 schrieb er: „Ich nenne mich heute mit Stolz einen Juden; aber ich kenne die Schwierigkeiten, es wirklich zu sein.“ So wurde sein Moses auch zur Selbstbefragung, zur Geschichte des eigenen



**Arnold Schönbergs Oper „Moses und Aron“ in einer Produktion mit fast 200 Darstellern auf der Bühne.**

Exodus. Als er 1933 aus Berlin emigrierte, hatte er die ersten zwei Akte der Oper im Gepäck.

Kosky führt das Werk nun zurück an seinen Entstehungsort und versetzt es dabei in einen vieldeutigen Raum. Die Bühne könnte das Unterdeck eines Schiffes auf dem Weg nach Palästina sein; Schönberg verfolgte die zionistische Bewegung mit großem Interesse. Die Sehnsucht nach dem Gelobten Land wäre dann die nach einer Nation, Mythos verwandelt in Politik. Es könnte sich aber auch um das Foyer eines Kinos handeln. Den Tanz ums goldene Kalb inszeniert Kosky als babylonischen Stummfilmdreh. Noch so ein der Wüste abgetrotzter Ort der Sehnsucht: Das Hollywood der zwanziger Jahre, dessen Studiobosse allesamt aus Europa emigrierte Juden waren. Auch der Kinofan Schönberg ließ sich in Los Angeles nieder. So lässt Kosky unterschiedliche Assoziationen zu, ohne dabei beliebig zu werden, denn im Zentrum seiner Inszenierung steht stets die Frage nach den Orten der Sehnsucht, der Utopie.

Die Kehrseite dieser *Jewtopia*, so der Titel einer früheren Trilogie des Regisseurs, verschweigt die

zum 70. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz entstandene Inszenierung keineswegs. Der Chor trägt Puppen mit sich, die Möglichkeiten jüdischer Identität zeigen: Gläubige im Tallit, israelische Soldaten, Kibbuzniks. Zum Tanz ums goldene Kalb wirft das Volk diese Puppen von sich. Doch die Befreiung von den zugeschriebenen Bildern misslingt und endet im Leichenberg, von dem schließlich Moses herabsteigt. Dabei trägt er keine Tafeln mit sich, das Gesetz hat sich – wie in Kafkas Erzählung *In der Strafkolonie* – mit Nadeln in seine Haut geschrieben. Der eigenen Identität entkommt man nicht, Houdinis Befreiungstrick muss misslingen. Die großen Fragenden und Suchenden sind eben auch Vertriebene.

Zu Beginn der Oper rollt sich Moses aus Sigmund Freuds berühmtem Smyrna-Teppich, der diesen in die Emigration nach England begleitete, zu Ende zieht er sich sterbend unter selbigen zurück. Erlösung gibt es nicht: Moses sollte das Gelobte Land nie betreten, Theodor Herzl die Gründung des Staates Israel nicht miterleben, Schönberg seine Oper nicht vollenden. Was bleibt, ist die Sehnsucht. nu

# (Alb-)Traumreise in zwölf Stationen

**Wenn in den Erzählungen von Anatol Vitouch, in einer Parallelexistenz NUSchachkolumnist, alles im grünen Bereich ist, dann heißt das ganz und gar nicht, dass kein Grund zur Beunruhigung besteht – im Gegenteil.**

VON VERA RIBARICH

Jetzt hat er schon wieder was publiziert. Anatol Vitouch, von dem zuletzt (NU 59) als Co-Übersetzer von *Die Pferde des Königs* zu berichten war, legt mit *Einstein in Zürich* nun sein erstes literarisches Solo-Album vor: ein rundes Dutzend Erzählungen, „fantastische Satiren“, wie es im Untertitel des im Verlag Labor erschienenen Sammelbandes heißt.

Ob die Texte tatsächlich allesamt der Gattung Satire zuzurechnen sind, wäre diskutierbar, auf einige trifft die Bezeichnung aber punktgenau zu, so „Radio Radio“, wo sich der Autor als Satiriker sogar recht weit aus dem Fenster lehnt – Wien ist schließlich ein Dorf, und wer versuchte nicht, hinter den wenig schmeichelhaft gezeichneten Figuren eines „Radiodirektors“ und eines „leitenden Redakteurs“ vom Küniglberg die realen Personen zu erraten? Welche Anteile seiner Pointen und Figuren der Realität und welche Vitouchs Fantasie entsprungen sind, wird uns vom Autor natürlich kunstvoll verheimlicht. Immerhin bietet er zum Thema „unausweichliche Fragen“ und „keine einfachen Antworten“ eine programmatische Handreichung, in der ein – diesfalls unschwer zu erkennender – Starregisseur, der laut Vitouch wie ein Double des bösen Zauberers Saruman in *Lord of the Rings* aussieht,

ein wenig durch den Kakao gezogen wird.

Böse wird die Sache, wenn ein Altlinker mit der unmenschlich stringenten Logik, die man als Studentin in den Siebzigern an den VertreterInnen diverser maoistischer und trotzkistischer Splittergruppen zu hassen gelernt hat, ausführt, warum (wieder einmal) nur Terror die Welt retten kann, diesmal halt Öko-Terror. Oder wenn ein Paul, in einer passenderweise „Robespierre“ betitelten Erzählung, der mit seinem triebhaften Hang zu Hackebeil und Guillotine so gern der „Schlächter von Wien“ geworden wäre, als politische Nachwuchshoffnung gezähmt, es dann doch nur zum Staatssekretär bringt.

## Allerlei Todesarten

Von allerlei grausigen Todesarten ist auch sonst öfter die Rede. So steht der Ringelspielbesitzer Blaubart in der schönsten Tradition des Wienerisch-Sinistren und ist mit seinen kannibalischen Vorlieben ein naher Verwandter von Peter Wehles „Berufsgespensit im Prater auf der Geisterbahn“. Den Verweis auf eine andere vergangene Größe im Spiegelkabinett des Schreckens gibt der Autor gleich selbst – mit eingestreuten Zitaten aus dem „Krüppellied“ von Peter Hammerschlag.

Das surrealistische Drama Ionescos lässt grüßen, wenn in „R. wie Rhinoceros“ ein Feingeist in Nashornhaut an der „Anpassung an die Vertrottlung des Kulturbetriebs“ scheitert – und natürlich dürfen auch die Situationisten nicht fehlen, deren Leitfigur Guy Debord – oder war es sein Doppelgänger? – sich in Ausübung der von ihm proklamierten Praxis des urbanen Umherschweifens ausgerechnet in die Begegnungszone Mariahilfer Straße verirrt, mit fatalen Folgen. Er hat eben, wie der Autor trocken vermerkt, „seine Rechnung ohne die antagonistischen Kräfte der grünen Konterrevolution gemacht“.

Grüntöne durchziehen die Geschichten auch sonst, beginnend mit der titelgebenden Erzählung „Einstein in Zürich“, in der plötzlich ergrünes Haar und ein ordentlicher Absinthrausch das Jahrhundertgenie auf die Reise von Princeton nach Zürich bringen ... Absinth trinkt man auch im Café Slavia in Prag, irgendwann in grauer Zukunft „nach der Flut“, und isst dazu sauer eingelegte Würste, die auf Tschechisch „Wasserleichen“ (*utopence*) heißen. Nach Lissabon lockt den Erzähler ein grünäugiges Mädchen; um ihretwillen wird er zum Junkie, besorgt täglich für sie grünes Pulver in einer Apotheke der von bösen Zwergen regierten Stadt.

Die Verstrickungen, in denen sich die Figuren finden, entspinnen sich, wie es sich für eine (Alb-)Traumreise gehört, über dem gähnenden Abgrund zwischen Komik und Grauen. Wer wäre nicht panisch, würde er als regierender Schachweltmeister zu Beginn der entscheidenden Partie gegen den gefürchteten Herausforderer plötzlich herausfinden, dass hier etwas ganz anderes zu spielen sein wird?

„Das Wahrscheinlichste ist, dass Intelligenz ein gefährlicher Sonderfall ist“, wie der böse Wolf dem Mädchen mit der roten Kappe erklärt. Wenn das stimmt, sollte man sich bei der Lektüre der Vitouch'schen Geschichten besser in Acht nehmen.

nu



Anatol Vitouch  
*Einstein in Zürich*  
Labor Verlag, Wien 2015  
144 Seiten  
14,90 EUR



© PETER RICHAUD

VON MARTIN ENGELBERG

# Hat sich Österreichs Umgang mit seinen Juden geändert?

Vor kurzem lief der Film *Frau in Gold* in Österreich an: die berührende Geschichte des Kampfes der Maria Altmann um die Herausgabe des ihrer Familie gestohlenen Klimt-Porträts ihrer Tante Adele Bloch-Bauer. Wir sahen den Film vor einigen Monaten in den USA. Am Ende erhoben sich die Zuschauer und applaudierten frenetisch. Ob es wirklich so schlimm in Österreich sei, werden wir danach von amerikanischen Freunden gefragt – keine leicht zu beantwortende Frage. Es kommen die Erinnerungen an meinen Vater hoch, der sich noch in den 1960er Jahren, in den seltenen Fällen, in denen er einen Prozess zu führen hatte, fast selbstverständlich eines Rechtsanwaltes bediente, der ein bekannter Nazi war. Er war überzeugt, ansonsten mit dem Vornamen Samuel vor einem österreichischen Gericht völlig chancenlos zu sein. Oder jene guten Freunde meiner Eltern, die mit ansehen mussten, wie der Ariseur des elterlichen Betriebes diesen auch nach dem Krieg behalten konnte und höhnisch den Wohlstand genoss. Das Motto in Österreich war damals, dass endlich einmal Schluss sein müsse mit der Vergangenheit, noch bevor man überhaupt begonnen hatte, über diese zu sprechen.

Die Kanzlerschaft Bruno Kreiskys in den 1970er Jahren änderte daran nichts – eher im Gegenteil. Seine anti-israelische Haltung und schwierige Beziehung zu seiner eigenen jüdischen Herkunft verschärften die Situation noch: Er ernannte vier ehemalige Mitglieder der NSDAP zu Mi-

nistern und ließ alle noch laufenden Nazi-Verfahren einstellen.

Dann kam die „Waldheim-Zeit“. Wir erinnern uns an die geifernde, gehässig-antisemitische Stimmung, die das Land erfasste, an den trotzigen „Wir wählen wen wir wollen“ Slogan auf den Judenstern-gelben Wahlplakaten der ÖVP. Einzig das Nachrichtenmagazin *profil* forderte, dass sich Österreich endlich seiner Rolle und Mittäterschaft in der NS-Zeit stellen sollte. Waldheims beharrliche Antwort, er habe im Zweiten Weltkrieg nur seine Pflicht getan, klingt noch in den Ohren.

Franz Vranitzky, der österreichische Bundeskanzler in jenen Jahren, leitete eine neue Entwicklung ein. Er hielt 1991 vor dem österreichischen Nationalrat und 1993 an der Universität Jerusalem historische Reden, in denen er die Mittäterschaft vieler Österreicher in der NS-Zeit einbekannte und dafür im Namen der Republik um Verzeihung bat.

Seither hat sich viel im Verhältnis des offiziellen Österreich zu seinen früheren jüdischen Bürgern geändert. Der Nationalfonds für die Opfer der Nazi-Zeit wurde eingerichtet, zahlreiche Kunstgegenstände restituiert. Nicht nur Nobelpreisträger und andere berühmt Gewordene werden eingeladen, nach Österreich zu kommen und erhalten Ehrungen und Orden. Auch viele einfache jüdische Menschen besuchen die Stätten ihrer Kindheit bzw. die ihrer Familien und werden hier zumeist freundlich empfangen. Manchen, wie dem früheren Chefre-

dakteur Ari Rath, ist Wien wieder zur Heimat geworden, andere, wie der Hollywood-Produzent Eric Pleskow oder die Nobelpreisträger Eric Kandel und Martin Karplus, besuchen Österreich in den letzten Jahren gerne und häufig – Letzterer sogar ausgestattet mit einer vom Wiener Bürgermeister persönlich unterschriebenen Genehmigung, seinen geliebten Hund auch auf seine Museums-Besuche mitnehmen zu dürfen. Manchmal wirken die Gesten fast schon übertrieben, aber jedenfalls hat sich in Österreich in den vergangenen 25 Jahren in Bezug auf die Aufarbeitung der Vergangenheit und den Umgang mit jüdischen Menschen sehr viel getan.

Die Wahrnehmungen in diesem Zusammenhang könnten dennoch nicht unterschiedlicher sein. Als ich vor einigen Wochen über dieses Thema in der *Presse* schrieb, schickte mir eine britische Anwaltskanzlei einen Leserbrief, in dem sie mir vorwarf, ich hätte ein allzu idyllisches Bild des Umgangs Österreichs mit seiner Vergangenheit gezeichnet. Während ich beschrieben habe, wie freundlich Österreich jüdische Menschen behandeln würde, könne Österreich noch viel mehr tun. Demgegenüber meinte ein pensionierter, ehemals sehr hoher österreichischer Beamter – aus teilweise jüdischer Familie und Sozialdemokrat –, in Österreich werde der Antisemitismus vor allem von den Semiten getragen und es freue ihn, dass die Juden in Österreich nicht zuletzt durch das Wirken Kreiskys eine gute Heimat hätten.

nu

# Suchbild auf Jiddisch ...

**Für Liebhaberinnen und Liebhaber des Kubismus, des Surrealismus und der Kosmetik: Helena Rubinstein, Pionierin der Kosmetikindustrie und Kunstmäzenin.**

VON MICHAELA SPIEGEL



1. RUBINSTEIN SELBST MIT EINER MASKE VON DER ELFENBEINKÜSTE
2. FIRMENSCHILD DER LEHMAN BROTHERS, AN DIE RUBINSTEIN IHR UNTERNEHMEN 1928 KURZZEITIG VERKAUFTE, UM ES EIN JAHR SPÄTER HÖCHST GEWINNBRINGEND ZURÜCKZUKAUFEN
3. SALVADOR DALI (ALS VERKÄUFERIN)
4. DALIS PORTRÄT VON HELENA RUBINSTEIN IM HINTERGRUND
5. PABLO PICASSO (ALS VERKÄUFERIN)
6. PICASSOS PORTRÄT VON HELENA RUBINSTEIN IN DER VITRINE
7. FRIDA KAHLO (ALS VERKÄUFERIN)

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



**DATUM**  
Seiten der Zeit

**Harte Zeiten**  
In Wien-Favoriten hat die Polizei eine Juggröbanda zerschlagen. Wer sind die Exzentriker?

**JETZT TESTEN 2 HEFTE GRATIS**

**DATUM**  
Magazin für Politik und Gesellschaft

**Perspektive wechseln**

**GESPRÄCH** Eine Architektin über Bauzooßen und richtiges Verhalten. **SEARDEIT** Wie sich Salzburg an Frontkanten bereichert. **GADENMAISER** Warum die Wiener Bezirksrätinnen ein hohes Gemüt, aber fast keine Kompetenzen haben. **ITALIEN** Das System der Ausbeutung afrikanischer Erntehelfer. **NIEDERLANDE** Zum richtigen Umgang mit Drogen.

[www.datum.at/abo](http://www.datum.at/abo)

# Vor 15 Jahren im NU: Warum wir wurden und wie wir waren

VON PETER MENASSE

Nach der Nullnummer vom April 2000 erschien bereits im Mai die Ausgabe Nummer eins. Die schnelle Eingreiftruppe der kleinen Redaktion platzierte auf die Titelseite drei Schimpansen, von denen einer sich die Ohren, der zweite die Augen und der dritte den Mund zuhielt. Das Bild trug keine Unter- oder Überschrift und war auch sonst von hervorragend schlechter Qualität. Es schien, als säßen die Affen in einem gerasterten Käfig aus schmutzigen Grautönen. **NU** geriet mit dieser Aufmachung sicher nicht in den Verdacht, über allzu viel Geld zu verfügen.

Auf den bereits stolzen zwölf Seiten standen nicht weniger als fünf Kommentare und ein unter dem Namen „Schlüsselgeschichte“ getarnter weiterer Meinungsteil. Ein Editorial, eine Buchbesprechung und zwei Leserbriefe bildeten den schmalen Rahmen für das Übermaß an kritischen Positionen. Der Großteil der Kommentare befasste sich empört mit den Niederungen der IKG-Politik. Am bisgigen kam der erste Stargast des Heftes



einher: Gerhard Bronner ließ kein gutes Haar am damaligen IKG-Präsidenten. Details wären hier fehl am Platz, ist doch der Herr Präsident inzwischen fast schon Geschichte.

Robert Liska reflektierte in seinem Beitrag, wie das in Österreich geltende „Israelitengesetz“ die heterogene jüdische

Bevölkerung in eine Einheitsgemeinde zwingt, während sich in „anderen Ländern mit ausgeprägter Trennung von Religion und Staat der freie Wettbewerb der Ideen und Konfessionen durchsetzen konnte“. Resultat sei dort, so Liska, eine Vielfalt und Unabhängigkeit des Gemeindelebens.

Robert Hochner sagte einmal: „Die Rache der Journalisten an den Politikern ist das Archiv.“ Der Autor dieser Zeilen ist Opfer seines eigenen Archivs geworden. Ich schrieb in meinem ersten Auftritt in **NU** von der Kultusgemeinde als vordemokratischer Fehlkonstruktion. Weil Religion und Politik nicht getrennt seien, würde ich dieser Organisation nicht beitreten. Inzwischen habe ich den Vorsatz gebrochen, zahle meine Kultussteuer und halte die Konstruktion immer noch für fragwürdig.

Ganz am Schluss hieß es im Jahr 2000, dass die Redaktion mehrere beleidigende und rufschädigende Leserbriefe zum Thema IKG erhalten, aber nicht veröffentlicht habe. Wir waren eben immer schon die Guten. *nu*

## Leserbriefe



### Leserbriefe zu Ausgabe 59

Ausgabe Nr. 59 (1/2015) • ISSN 1775-4 450 • www.nu.at

**Neil Shicoff**  
Der die Seelen zum Singen bringt

Marika Lichter – Musik ist ihr Leben  
Hava Nagila – Ein Ohrwurm für die Welt  
Thomas Krüger – Bildungsarbeit gegen Extremismus  
Ramazan Demir: „Radikale sind religiöse Analphabeten“

Sehr geehrte **NU**-Redaktion!  
Es tut mir leid, dass ich nicht zu Eurem Fest kommen konnte. Zum Jubiläum gratulieren möchte ich jedenfalls. **NU** ist ein kluges Magazin mit einer wichtigen Mission. Die lautet: Das jüdische Leben von heute zeigen, wie es ist – vielfältig, lebendig, bunt und bereichernd. Das ist eine fast schon aufklärerische Aufgabe. Das **NU**-Team erfüllt sie geschickt, mit einer Portion Leichtigkeit und Humor, und das in jeder Ausgabe aufs Neue. Ich freue mich auf die nächsten 15 Jahre.

*Mit besten Grüßen, Christian Kern  
Vorstandsvorsitzender ÖBB*

Mir hat **NU** von Anfang an gefallen, alle nachfolgenden Verbesserungen haben mir gefallen, und auch die jüngste gefällt mir, mein Problem ist aber: Was mache ich, wenn eine nächste Verbesserung kommt? Habe ich dann noch Worte, um Euch zu loben?

*Seid herzlich begrüßt,  
Raoul Kneucker*

### Betr.: Gratulation

Ich gratuliere herzlich – zum Jubiläum ebenso wie zum toll gemachten Magazin!  
*Stefan Schatz  
Chefredaktion Diners Club Magazin*

Bedauerlicherweise ist der Name eines Leserbriefautors in der letzten Ausgabe nicht erschienen. Wir entschuldigen uns dafür und drucken den Brief in dieser Ausgaben noch einmal ab:

### Betr.: Danke!

Liebes **NU**-Redaktionsteam, für die Gratulationen zum 25-jährigen Bestehen des Ensemble Klesmer Wien in Ihrer **NU**-Ausgabe Nr. 58 (4/2014) bedanke ich mich, auch im Namen des Ensembles, ganz herzlich. Für Ihr „kontinuierliches Bemühen, um auf die Verwerfungen unserer Gesellschaft hinzuweisen“ (frei nach Ida Salomon in ihrem Editorial zu der oben genannten **NU**-Ausgabe) wünsche ich dem Redaktionsteam weiterhin viel Erfolg!

*Mit den besten Wünschen für 2015 und  
herzlichen Grüßen, Leon Pollak*



**Jürgen Bauer**

ist Theaterwissenschaftler, Journalist und Autor aus Wien. Vor kurzem erschien im Septime-Verlag sein zweiter Roman *Was wir fürchten*.



**Samuel Mago**

Der Linguistik-Student ist in Budapest geboren und hat jüdische und Roma-Wurzeln. Er ist freier Journalist und engagiert sich als Roma-Aktivist im Verein Romano Centro.



**Anna Burghardt**

ist Chefin vom Dienst beim Magazin *Schauenster* der Tageszeitung *Die Presse*, schreibt über Essen und Trinken und tritt mit dem Wiener Jüdischen Chor im In- und Ausland auf.



**Helene Maimann**

ist Historikerin, Autorin und Filmemacherin. Sie lebt in Wien und unterrichtet an der Universität für Musik und darstellende Kunst.



**Vladimir Danovsky**

ist bulgarisch-jüdischer Schauspiel- und Opernregisseur und Autor. Sein Theaterstück *Die Rettung* über das Schicksal der bulgarischen Juden im Zweiten Weltkrieg wurde in Berlin uraufgeführt und mit dem Europäischen Toleranzpreis ausgezeichnet.



**Milagros Martínez-Flener**

wurde in Lima geboren, wo sie Geschichte studierte. 1991 kam sie nach Wien und schloss ihr Doktoratsstudium in Geschichte hier ab. Auch den Lehrgang für Pressefotografie absolvierte sie in Wien.



**Martin Engelberg**

Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist Autor einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*.



**Peter Menasse**

Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikations- und Organisationsberater in Wien und im Burgenland.



**Peter Frey**

ist in Wien geboren und aufgewachsen. Nach einer Karriere als Banker an der Wall Street engagiert er sich heute bei kulturellen und sozialen Projekten. Er ist Co-Vorsitzender der New Yorker Organisation von J-Street.



**Rainer Nowak**

Der Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter.



**Johannes Gerloff**

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



**Axel Reiserer**

lebt in London, wo er für eine Bank arbeitet.



**Charles Lewinsky**

ist Schriftsteller. Sein letzter Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

**Ruth Lewinsky**

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin und veröffentlichte 2011 ihren ersten Gedichtband.



**Vera Ribarich**

ist freischaffende Übersetzerin, Dolmetscherin und Lektorin in Wien.



**Jacqui Ball Licht**

ist in London aufgewachsen und zog im Jahr 1972 nach Israel. Sie gehört bereits seit 1985 zur israelischen Start-up-Szene im Bereich von Software-Anwendungen.



**Ida Salamon**

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring und Veranstaltungsmanagement tätig.

**Anna Maria Sigmund**

studierte Geschichte und Kunstgeschichte; Mitglied des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung der Universität Wien; zahlreiche Publikationen zum Nationalsozialismus; *Die Frauen der Nazis* wurde zum internationalen Bestseller.

**Marion Trestler**

Die österreichische Fotografin lebt und arbeitet seit 30 Jahren in London. Sie konzentrierte sich nach dem Studium der Rechtswissenschaften auf Fotografie. In den letzten Jahren setzte sie ihren Fokus vor allem auf dokumentarische Aspekte.

**Danielle Spera**

Das NU-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.

**Anatol Vitouch**

ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.

**Michaela Spiegel**

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.

**Herbert Voglmayr**

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für NU verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.

**Petra Stuiber**

studierte Kommunikations- und Theaterwissenschaften und ist Chefin vom Dienst bei der Tageszeitung *Der Standard*.

**Kitty Weinberger**

ist Übersetzerin. Sie arbeitete bis zu ihrer Pensionierung bei der OSZE.

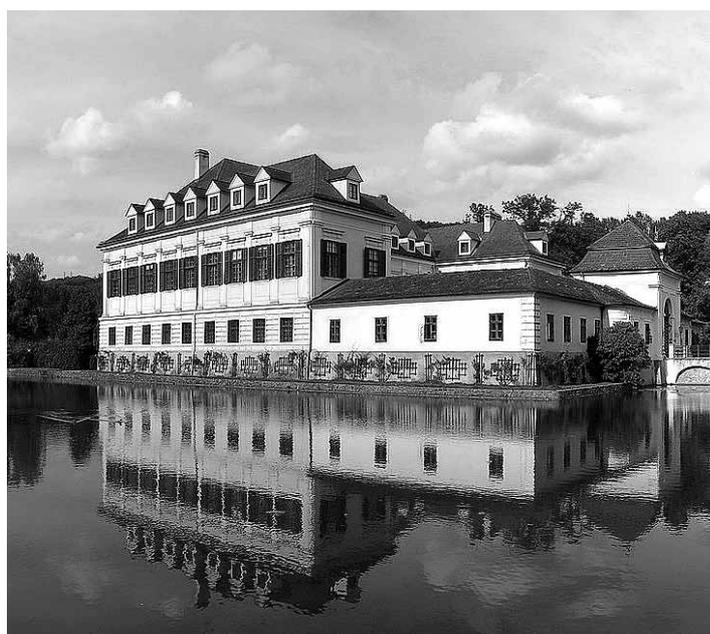
**Barbara Tóth**

ist promovierte Historikerin, Buchautorin und Leiterin des Ressorts der Wiener Stadtzeitung *Falter*.

**Peter Weinberger**

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.

## 8. Kammermusikfestival Schloss Laudon



© NORBERT PACHNER, CC-BY-SA 2.0 DE

Wien 14., Mauerbachstrasse 43

Tickets: € 38

Abo I (5 Konzerte): € 160

Abo II (6 Konzerte): € 170

Oe1 Erm.

Internet: [www.schlosslaudonfestival.at](http://www.schlosslaudonfestival.at)

Email: [tickets@schlosslaudonfestival.at](mailto:tickets@schlosslaudonfestival.at)

Tel/Fax.: +43-1-971 74 49

25.8., 19:30: Ravel, Eisler, Chausson

26.8., 19:30: Purgina, Weigl, Schubert

27.8., 19:30: Stutschewsky, Eisler, Martinů, Kodály

28.8., 19:30: Korngold, Dvořák, Castelnuovo-Tedesco

29.8., 19:30: Mahler, Korngold, Eisler, Puccini, Respighi, Chausson

30.8., 11:00: Pleyel, Schönberg, Beethoven

Aron Quartett: L. Müller, B. Kabori, G. Hamann, C. Pantillon

Weitere Mitwirkende: K. Flieder, B. Schmid (Violine),

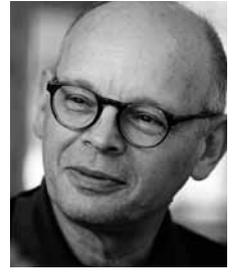
M. Bianchi, A. Haering, K. Okerlund (Klavier), J. Baechle (Mezzosopran), A. Levitin (Sprecher)

Impresario: P. Weinberger

# Politische Farbenlehre



**Rainer Nowak und Peter Menasse haben sich zum Dajgezzen im Café Engländer getroffen. Das Gespräch führt in die große, weite Welt. Von England und Griechenland über Wien und das Burgenland bis nach Süditalien und Kuba geht die verbale Reise. Die Farbe Violett kommt bei den beiden gar nicht gut an.**



**Menasse:** Ich bin froh, dass wir uns diesmal im Café Engländer treffen und nicht wieder in einer der Spelunken oder Kantinen, die du so interessant findest.

**Nowak:** Erstens wohnst du hier, und in deinem Alter sollte man dir nicht zu lange Strecken zumuten. Und zweitens gibt es hier eine zentrale politische Botschaft, die du wie immer nicht verstehen wirst. Ich bin ja mehr der Engländer. Also quasi der Briten-Versteher, statt dir, dem Griechen-Versteher.

**Menasse:** David Cameron ist doch viel zu liberal für dich. Er hat gerade das Schwulen-Plebiszit in Irland gelobt. Außerdem unterscheidet sich Varoufakis von Cameron wie ich mich von dir. Der Grieche und ich sind einfach wirklich besonders schöne Männer.

**Nowak:** Und du, ich habe auch keine luxuriöse Dachwohnung wie Varoufakis. Über deine volkswirtschaftlichen Kenntnisse hülle ich mich lieber in Schweigen. Und es ist auch typisch, dass du liberal mit schwul assoziiert.

**Menasse:** Meine Wohnung ist zwar im letzten Stock, aber nicht luxuriös, sondern nur heiß im Sommer. Aber ich beziehe ja auch kein Chefredakteurs-Gehalt.

**Nowak:** Herausgeber, so viel Zeit muss sein. Warum reden wir nicht endlich über dein Burgenland. Wirst du nun Landesrat in der ersten blau-roten Regierung des Landes?

**Menasse:** Also Rainer, jetzt gehst du zu weit. Da halte ich es mit den Grünen, die plakatiert haben: „Sind die Roten schon ganz blau?“ Und die zwei Farben ergeben gemischt ein

hässliches Violett. Man sieht ja, wie meine Wiener Austria derzeit abstinkt. Die sollten ihr Dress auf reines Rot ändern.

**Nowak:** Ich dachte, Rot plus Blau ergibt Neos-Magenta.

**Menasse:** Die Farbflächen der Neos im Burgenland sind zu klein, um irgendeine Tönung darauf zu erkennen. Neos und Burgenland ist etwa wie Kärnten und KPÖ oder wie Wien und ÖVP. Alles zwar bunte Vögel, aber eher in der Größenordnung Kolibri.

**Nowak:** Bitte hör sofort auf. Es gibt auch so etwas wie Artenschutz, und der Wiener Wahlkampf ist eine ernste Sache.

**Menasse:** Reden wir lieber über die große, weite Welt statt über das kleine Biotop hier. Kennst du noch irgendein Land, in das man mit gutem Gewissen auf Urlaub fahren kann? Und sage jetzt bitte nicht England.

**Nowak:** Die Schweiz, weil dort die Steuern niedrig sind. Nein, schau nicht so entsetzt, das war jetzt nur ein Schmä. Ich fahre immer nach Süditalien. Von dort kommt mir Österreichs Politik endlich wieder total sauber vor.

**Menasse:** Die Schweiz ist ja unter anderem deswegen so reich, weil die Bosse aus Süditalien ihr Geld dorthin verschoben haben.

**Nowak:** Als Burgenländer müsstest du konsequenterweise nach Kuba reisen.

**Menasse:** Ja, gewisse Ähnlichkeiten sind nicht zu leugnen. Wir Burgenländer sind auch von den Amerikanern anerkannt. Und wir sind genauso gesellig und lustig. Nur der Wein ist bei uns besser. Was die Politik betrifft,

so hat unser Landesfürst eine gar nicht weise Entscheidung getroffen. Er regiert schon seit fünfzehn Jahren, und er will scheinbar unter allen Umständen auf ewig bleiben.

**Nowak:** Ich nehme zur Kenntnis, dass du ablenkst, weil du dich davor fürchtest, mit mir über die Wiener Politik zu reden. Vermutlich wurden du und NU mit Inseraten gekauft.

**Menasse:** Was bitte sind Inserate? Wir wären schon zufrieden, wenn alle unsere Leser ihre Abos zahlen würden. Aber die Wiener Politik ist doch langweilig. Immer nur den Namen Häupl schreiben, hat wenig Schmä.

**Nowak:** Bravo. Dir ist gelungen, was schon lange niemand mehr geschafft hat. Du konntest Häupl ernsthaft beleidigen – von wegen er hat keinen Schmä.

**Menasse:** Ich würde es niemals wagen, Häupl zu beleidigen. Schließlich will ich meinen Wohnsitz in Wien ja noch weiter behalten. Übrigens, stimmt es eigentlich, dass du mit Maria Vassilakou befreundet bist und die Presse-Kampagne gegen die Grünen nur Show ist?

**Nowak:** Jetzt wirst du aber privat.

**Menasse:** So ernst ist das?

**Nowak:** Soll ich jetzt alle deine politischen Freunde outen?

**Menasse:** Ja, ich habe echt seltsame Freunde. Der beste, lieber Rainer, bist du!

nu

\*Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.

# Europa ist überall.

LOWE GGK

